Die Christliche Welt

HERAUSGEBER: PROFESSOR D. MARTIN RADE

Nr. 9 | Gotha, 4. Mai 1929 | 43. Jahrgang

Inhalt: Fortschritt und Erfolg der Gnade [Sp. 417] — Der Humanitätsgedanke in der Strafrechtspflege [Sp. 418] — Die Fürsorgeerziehung im Lichte der Oeffentlichkeit [Sp. 427] — Kirche und Tagespresse [Sp. 432] — Neues vom Urmenschen [Sp. 433] — Sören Kierkegaard und Christoph Schrempf [Sp. 438] — Friedrich Rittelmeyers Ruf zu Christus [Sp. 449] — Beiträge zum Verständnis der Evangelien (Bock) [Sp. 453] — Bücher und Schriften: Meine Lebensbegegnung mit Steiner (Rittelmeyer); Wege und Worte (Kleeberg) [Sp. 456] — Agnes Sapper [Sp. 457] — Wöchentliche Chronik [Sp. 458] — Verschiedenes: Ueber Zentenarfeiern und dergleichen; Ein moderner Janus; Von der Christengemeinschaft; Der Europäer unter den fremden Rassen, Literatur; Versammlungen und Vereine; Kleine Mitteilungen [Sp. 460] — Versammlungskalender [Sp. 462] — Anzeigen

Fortschritt und Erfolg der Gnade

Das Himmelreich ist gleich einem Senfkorn . . . einem Sauerteig . . . einem Netz . . . einem Acker . . . . Math. 13, 31. 33. 47. 8. 30

In unsrer heutigen Überschrift stehen profane Wörter zusammen mit einem heiligen. „Greuel im Heiligtum!" Es ist wahr, man kann es kaum beieinander hören.

Von „Fortschritt" darf man weltanschaulich heute überhaupt nicht reden. Aufklärung! „Wie wirs so herrlich weit gebracht." Menschliche Überhebung. Darüber sind alle ernsten Gemüter hinweg. — „Erfolg." Menschen haben keinen „Erfolg". Gott erst recht nicht. — Es gibt noch mehr solche Wörter. „Entwicklung" z. B. Entwickeln darf sich nichts mehr. Man hat in Katastrophen zu denken. Übertreibe ich?

Und wenn einer nun so altmodisch ist und kann nicht anders. Es liegt einem im Blute, daß man mit jedem Morgen denkt: einen weiteren Tag Glied in der Entwicklung zu sein, Zeuge des Gottes, der bisher wirkt, ohne Unterlaß wirkt, auf sein Ziel los, niemals vergeblich, schaffend ohne Unterlaß. Im Christenblute liegts einem. Von Alters her. „Er hat seine Wege Mose wissen lassen." Schon dem alten Israel, geschweige dem neuen. Wege voll von Katastrophen, ja. Aber doch Wege. Wege voll Gerichts. Aber doch Wege der Gnade. Es ging vorwärts! Wuchs wie das Senfkorn zum Baum. Durchdrang die Seelen und die Zustände wie Sauerteig. Erarbeitete von dem Acker Frucht, dreißigfältig, sechzigfältig, hundertfältig. Mühlen mahlten, Gottes Mühlen, ja, und „trefflich klein", aber sie mahlten Mehl! Sie richteten und vernichteten nicht bloß, was ihnen zwischen die Räder geriet, sondern töteten um lebendig zu machen („Stirb und Werde") — und schufen Werte!

Alles tönt heut wider von Eschatologie. Inzwischen geht die Welt ihren Gang. „Der Acker ist die Welt." Aber auf ihm, in ihm hat Gott sein Werk. Wie lange noch? Man deutet heute das Eschaton um, und tut gut daran. Denn das Alte, Echte, Wörtliche wäre unerträglich. Nicht, daß es schade wäre um die Welt. Vielleicht doch nicht. Aber es ist wichtiger für die Welt und wichtiger für Gottes Kinder, daß sie sich auf eine lange Dauer einrichten. Daß sie ihr Wirken, ihre Verantwortung darauf einstellen. In langen Fristen denken, statt in kurzen zu hoffen und zu verzweifeln. Bald zweitausend Jahr ist die christliche Kirche in dieser Welt. 50—100 Jahrtausende menschliche Kultur haben wir hinter uns, hörten wir neulich (Sp. 371). Wenn Gott zurückschaut, die Bilanz zieht! Gibt er noch zwei Jahrtausende zu? — Oder macht er Schluß? Untergang des Abenlands? Der Oikumene? Des Erdballs? In Eis oder Feuer? Ja was wissen wir? Was sinnen wir uns aus? Eins ist uns im Glauben sicher, Eins spüren wir in unserer tiefsten Seele, die da vertrauend und gehorchend an ihrem Teilchen mit schaffen darf am Webstuhl der Zeit: daß da Etwas fortschreitet, daß da eine siegreiche Macht ist, in deren Dienst wir stehen („Sieg des guten Prinzips über das böse"), daß da Etwas geschieht!! erleben **Geschichte!!**

Aber mit sehenden Augen sehen sie nicht. Müssen wir denn blind sein? Dürfen wir nicht Augen haben für den Gang der unwiderstehlichen Gnade, die, Gewalten zum Trotz, die sie selber gewollt hat, Alles, was ist, fest in den Händen hält? Mit Jahrtausenden rechnend, als wären es Tage? R

Der Humanitätsgedanke in der Strafrechtspflege

1

Zwei Gedanken sind es, zwischen denen die Lebensbewegung aller Kultur hin- und herschwingt. Wer es wagt, ein Bild der Kräfte und Antriebe zu entwerfen, die heute miteinander ringen, um eine Grundlegung der Erneuerung unserer vaterländischen Kultur zu schaffen, muß es mit diesen beiden Gedanken wie mit zwei Eckpfeilern einfassen. Sie liegen in zwei Goetheworten eingeschlossen. Das eine heißt:

Das Wahre war schon längst gefunden,
Hat edle Geisterschaft gebunden,
Das alte Wahre, faß es an.

Das andre:

Wir bekennen uns zu dem Geschlechte, das aus dem Dunklen ins Helle strebt.

Als Goethe sein Bekenntnis zu den alten ewigen Wahrheiten, die allen Wandel der Dinge überdauern, formte, war die deutsche Kultur beherrscht vom Geiste Hegels, dessen Glaube daran, daß Alles, was ist, vernünftig ist, sein Zeitalter zu einem überstiegenen Vertrauen in eine auf konservativen und systematischen Kräften beruhende Kulturharmonie verführte. Das war die glückliche Zeit der Kulturseligkeit, die auf den Lorbeeren des deutschen Idealismus einschlief und sich fast über Nacht in völlig veränderter Lage wiederfand im Zeitalter der die Philosophie verachtenden Naturwissenschaft, Technik, Wirtschaft und soldatischen Machtpolitik. Ein Geschlecht war erwacht, das auf allen Gebieten aus dem Dunklen ins Helle strebte und dabei in fachwissenschaftlicher Arbeitsteilung und praktischer Hinwendung zu den Einzelaufgaben der Politik, Wirtschaft und Technik den Sinn für die Kulturzusammenhänge alles menschlichen Forschens und Strebens allzusehr verlor. Friedrich Lienhard hat das einmal mit den Worten beklagt, das deutsche Bismarckreich habe einen kraftstrotzenden Körper, aber keine Seele gehabt. Ein Zeitalter der Kulturverachtung.

Nicht erst der Krieg, schon die Jahrhundertwende brachte einen weiteren Umschwung. Ein junges Geschlecht, das die Alten mit der noch nie dagewesenen Erscheinung einer Jugendbewegung von gesunder Kraft und selbstbewußtem

arme Leute daran hindern, im Walde Pilze und Beeren zu sammeln. So sieht das zur leitenden Maxime für den Strafrichter erhobene Mitleid mit den Opfern des Verbrechens aus.

Solchem Gedankengange stellt die Humanitätsidee die Behauptung entgegen, daß, aufs Große und Ganze gesehen, das bemitleidenswerteste Opfer des Verbrechens der Verbrecher selbst ist. Und sie läßt sich nicht beirren durch den billigen Spott der Gegner über die vereinzelten Fälle, in denen alles liebevolle Helfenwollen an dem verhärteten Zynismus eines in Gesellschaftsfeindlichkeit erstarrten Berufsverbrechers machtlos abprallt. Nicht diese manchmal recht volkstümlichen Schinderhannesgestalten sind es, die dem Geiste der Strafrechtspflege das Gepräge geben. Wenn Baumbach den verblüffend kühnen Satz wagt, es gebe nur drei Arten von Rechtsbrechern, solche, die der Besserung nicht bedürfen, weil nur Gelegenheit Diebe aus ihnen gemacht hat, solche, die über Besserung erhaben sind, weil sie aus Überzeugung handelten, und Unverbesserliche, so steht ihm die klassische wie die moderne Strafrechtsschule in geschlossener Front entgegen mit der Überzeugung, daß es überhaupt keine unverbesserlichen Verbrecher gibt. Birkmeyer erinnert an den humanen Grundsatz seiner Schule: it is never too late to mend. Und Liszt fordert namens der modernen Schule auch bei den lebenslänglich gefangen gesetzten Rechtsbrechern eine Art periodischen Haftprüfungsverfahrens zur Kontrolle einer die Freilassung rechtfertigenden Besserung.

So stellt der Humanitätsgedanke im Bunde mit beiden Strafrechtsschulen den Besserungszweck in den Mittelpunkt aller Strafrechtspflege. Und genauer zugesehen, bedeutet das auch keinen Gegensatz zu dem Vergeltungsgedanken der klassischen Schule. In der Reihe der Vorträge im Münchner Akademischen Verein, die Liszt, Birkmeyer, Kräpelin und der Philosoph Lipps hielten, stellt der zuletzt Genannte das Motto auf: „Nicht ‚Schutzstrafe' noch ‚Vergeltungsstrafe'. — Und was dann? — Nun eben — Strafe." Und er weist treffend darauf hin, daß jede Strafe nicht ihrem Zwecke nach, sondern ihrer Natur nach die Zufügung eines Übels für den ist, der Übles getan hat, was ja auch auf die Strafe als eines der Mittel zweckdienlicher Jugenderziehung zutrifft. Die Vergeltung ist jeder Strafe begriffswesentlich. Sie gehört deshalb nicht zu den Strafzwecken. Diese treten erst in unser Blickfeld, wenn wir fragen, warum solche Vergeltung geübt wird. Und unter den drei möglichen Strafzwecken, dem der Sicherung, dem der Abschreckung und dem der Besserung gebührt dem letzten die beherrschende Rangstellung.

Sicherung ist gewiß eines der Mittel, um Unheil zu verhüten. Man kann wie gegen Tollwut oder Seuchen, Feuersbrünste oder Hochwasser so auch gegen Verbrechensgefahren Sicherungsmaßregeln ergreifen. Auch gegen Geisteskranke muß sich die Gesellschaft sichern. Aber das ist etwas Andres als gerechte Bestrafung schuldiger Rechtsbrecher. Die Stärke der Sicherungsmaßregel müßte vernünftigerweise der Größe der Gefahr entsprechen. Lipps weist darauf hin, daß bei der Strafzumessung von solchem Grundsatze keine Rede sein kann. Sonst müßte zur Sicherung gegen die häufige und naheliegende Gefahr eines tödlichen Straßenunfalls der Chauffeur, der einen Fußgänger überfährt, viel schwerer bestraft werden als ein Mörder, der zu einer zum Glück doch nur vergleichsweise selten den Mitmenschen gefährlich werdenden Rechtsbrecherkategorie gehört. Deshalb kann der Sicherungszweck nicht das leitende Prinzip der Strafrechtspflege sein. Und dasselbe gilt von der Abschreckung der Andren. Auch sie hat ihr Recht, wo sonstige Mittel versagen, einem Übel zu wehren: so, wenn nach der Meuterei einer Truppe der zehnte Mann füsiliert wurde. Das war ein bewußter Verzicht auf gerechte Strafe jedes Schuldigen aus der Unmöglichkeitserkenntnis, solche Bestrafung durchzuführen. Hier steht die Statuierung eines Exempels als Notbehelf an Stelle der wirklichen Strafe.

Der Sinn aller wirklichen Strafe aber ist Einwirkung auf den Bestraften, wobei das Wort Besserung mit seinem schulmeisterlich moralisierenden Beigeschmack nicht sehr glücklich gewählt ist. Auch die Abschreckung des Bestraften gehört zu den Einwirkungen auf ihn, die die Strafe bezweckt. Sie ist in diesem Sinne auch ein Besserungsmittel. Denn der Leitgedanke der eigentlichen Strafe, wie sie der Erzieher und der Richter verhängen, ist es, auf den Betroffenen einen Eindruck zu machen, der sein ferneres Verhalten beeinflußt.

Den Grundgedanken dieser Einwirkung hat in einer mit Auszeichnung approbierten Leipziger Doktordissertation über „Das Wesen der Strafe" Otto Franz Hörler, ein von dem russischen Moralphilosophen Soloffjeff stark beeinflußter Forscher, geschickt herausgehoben mit dem Hinweis auf die etymologische Bedeutung des Wortes Strafe, das ursprünglich mit doppeltem f gebraucht wurde, weil es ein Straffen, Straff-machen im Sinne eines vergleichenden Messens, Mißbilligens, In-Ordnungbringens des nicht dem Maße entsprechenden, unstraff gewordenen bedeutet. Der Zimmermann strafft das Holz. Schon Protagoras sprach, wie Nagler mitteilt, von dem Geradebiegen des krummen Holzes. So ist Strafe ihrem nächsten Sinne nach Hilfeleistung durch seelisches Zurechtrücken, durch Anspannung von Seelenkräften, also durch Seelsorge in der tiefsten Bedeutung dieses Wortes. Und das Übel, das jede Strafe in sich schließt, ist nichts als die Bitterkeit der heilenden Arznei, die in Wahrheit eine Guttat ist, auf die der solcher Behandlung Bedürftige einen Anspruch hat. Wo der Strafrichter, der Gnadenbeauftragte, der Gefängnisbeamte, Gefängnisarzt und Gefängnisgeistliche es verstehen, diesen Gedanken aus der starken und reinen Empfindung einer schlichten, selbstverständlichen Menschenliebe heraus dem Verurteilten nahe zu bringen, da wird das gesunde Empfinden unsres Volkes immer noch mit dem ehrlichen Bekenntnis zu der alten Wahrheit „Strafe muß sein" antworten und das sühnende Leid der Strafverbüßung würdigen als Hilfe zur Straffung des Willens, zur Erkraftung der Seele, zu der Metanoia, der inneren Umkehr der Sinnesrichtung, und den frommen Unterton heraushören, der das harte „Gott strafe ihn!" — Hörler erinnert an das „Gott strafe England" der ersten Kriegszeit — ins Menschliche und Christliche erhebt mit der Deutung: Gott wende seinen Sinn!

6

Von diesem Standpunkt aus betrachtet wird es verständlich, daß der Kampf um die Todesstrafe heute die Gemüter so erregt. In seinem Nachruf für den kürzlich verstorbenen Vorkämpfer der Bewegung gegen die Todesstrafe, Moritz Liepmann, versteigt sich Radbruch zu der Anklage, die Todesstrafe sei eine Kulturschande unsres Zeitalters. Und auf der andern Seite wird in den Spalten evangelisch-kirchlicher Zeitschriften unter Anrufung alter und veraltetster Theologien das von der gesamten Strafrechtstheorie und Praxis längst aufgegebene Talionsprinzip des Alten Testaments „Auge um Auge", „Wer Menschenblut vergießt, des Blut soll wieder durch Menschen vergossen werden" zum Schutze der vermeintlich gefährdeten Dämme einer gottgewollten Rechtsordnung gegen die drohenden Fluten des Umsturzes aufgerufen. Wollen diese frommen Christen wirklich jede blutvergießende Körperverletzung, auch die fahrlässige, mit blutigen Leibesstrafen, jede Tötung, auch die fahrlässige, mit der Hinrichtung des Täters sühnen? Ist nicht die öffentliche Meinung rechts und links zum tiefen Schaden der unsrer Zeit so notwendigen Besinnung und Sammlung um die außer allem Parteistreit liegenden Grundlagen sittlicher Kulturerneuerung durch leidenschaftliche und übertreibende Schlagworte verwirrt und in unna-

türliche feindselig einander bekämpfende Lager gespalten? Eine ruhige, geschichtliche Betrachtung der Streitfrage sollte uns wieder zusammenführen. Die Namen führender Juristen wie Kahl und Vierhaus haben auch in evangelisch-kirchlichen Kreisen einen guten Klang. Beide haben mit der ihnen eigenen behutsam abwägenden Art die Frage so gestellt: Ist es schon an der Zeit, oder ist es noch zu früh, auf die Todesstrafe zu verzichten? Sollten wir nicht unter der Führung solcher Männer ohne Besorgnis, unsre Kultur preiszugeben, den Weg aus dem Dunklen ins Helle gehen, der aus Zeiten herkommt, da man Verbrecher folterte, räderte und vierteilte, was ganz gewiß der Abschreckung diente, und in Zeiten hinführt, denen ebenso unerträglich wie unsrem Empfinden jene mittelalterlichen Strafmittel, auch schon das Kopfabschlagen sein wird, das auch nur der Abschreckung dienen soll?

Die Todesstrafe ist die einzige Strafart, bei der der Humanitätsgedanke, daß jede Strafe dem Bestraften helfen soll, versagt. Selbst die lebenslängliche Freiheitsstrafe läßt neben dem Sicherungs- und Unschädlichmachungszweck immer noch die Hoffnung auf eine Abänderung des Spruchs im Gnadenwege offen. Nur die Todesstrafe ist überhaupt nicht Strafe im eigentlichen Sinne des Begriffs, sondern Verzicht auf den Versuch, zu strafen. Und mit der Überzeugung, daß es nie zu spät sei, zu heilen, weil es Unverbesserliche nicht gibt, weil mindestens in concreto ein solcher Fall niemals mit Sicherheit feststellbar ist, läßt sich nun einmal die Todesstrafe nicht vereinigen. Will man also das Problem nicht nur geschichtlich, sondern systematisch lösen, so handelt es sich keineswegs um bloße Zweckmäßigkeitserwägungen, sondern um eine Weltanschauungsfrage, die in die sittlich-religiösen Untergründe aller Kultur- und Rechtspflege hinabreicht, in denen es sich um die Verantwortlichkeit der Allgemeinheit für das Heil Leibes und der Seele jedes Einzelnen, auch des Schuldigsten ihrer Glieder handelt.

Es ist kein Zufall, sondern von verhängnisvoller Bedeutung, daß Baumbach nicht nur am Humanitätsgedanken eine maßlose Kritik übt, sondern auch dessen in das Erdreich der sittlich-religiösen Kultur hinabreichende Wurzeln abschneiden will. In hellem Zorn bricht er den Stab über den Richter, der in der Strafjustiz moralisieren will und von Schuld und Verantwortlichkeit redet. Vollends den Verbrecher zu den sittlichen Anschauungen erziehen zu wollen, die wir gerade haben, sei eine Überhebung. Lediglich Schutz und Sicherung der Gesellschaft dürfe der Zweck der Strafrechtspflege sein. Hier wird deutlich, daß dieser Ankläger des Zeitgeistes nichts zu tun hat mit dem alten Wahren des Thron- und Altar-Konservatismus, auf dem noch vor einem und zwei Menschenaltern aufs große Ganze gesehen die Würde und Kraft unserer Strafrechtspflege ruhte, sondern daß er sich in seinem Radikalismus mit dem Führer der modernistischsten Schule, Enrico Ferri, berührt. Nur noch Schutz der Gesellschaft vor Elementen, die sich in diese Gesellschaft nicht einordnen wollen und deshalb mit dem inhaltlich völlig unbestimmten Ausdruck „gesellschaftsfeindlich" bezeichnet werden, soll Sinn und Zweck der Strafjustiz sein. Damit verzichtet sie auf jeden Zusammenhang mit der Welt der Werte, der objektiven Normen menschlichen, gesellschaftlichen Zusammenlebens und sinkt auf die Stufe einer rein utilitaristisch und materialistisch verstandenen und geübten Verwaltungs- und Polizeitätigkeit hinab. Daß das ein Weg ist, der nicht nur zum Bankerott der Strafjustiz, sondern zum Bankerott aller menschlichen Kultur führen müßte, das sehen die Bewunderer Baumbachs nur deshalb nicht, weil sie mehr oder weniger unbewußt sich von jener Strömung des Zeitgeistes haben forttreiben lassen, die im Bereiche des Protestantismus sich vom alten Wahren losgesagt hat, ohne doch neue religiös-sittliche Wahrheiten finden zu können, und die nun den Weg nicht ins Helle, sondern ins Dunkle dahintreibt, der durch Relativismus und Subjektivismus bis zu dem Nihilismus führt, den man hart, aber nicht ungerecht, den Standpunkt der Standpunktlosigkeit genannt hat, wie er sich ergibt, wenn man sich im neuen religiös neutralen Staate auch persönlich an weltanschauliche Abstinenz und Neutralität gewöhnt.

7

Es ist eine der segensreichen Wirkungen der gemischten Konfessionalität unsrer vaterländischen Kultur, daß uns Protestanten aus der katholischen Wissenschaft heraus warnende Stimmen ans Ohr dringen, die uns wieder in Erinnerung bringen, daß unsere Kultur ihren Humanitätsgedanken nur pflegen kann mit dem heiligen Feuer, das ein Prometheusfunke aus höheren Welten zu uns gebracht hat. Im „Hochland" hat kürzlich Mila Radacowicz in einem Aufsatz „Vom sterbenden Recht" ein Warnungssignal ertönen lassen, das ganz zu Unrecht als ein Hieb in Baumbachs Kerbe aufgefaßt worden ist. Denn im schärfsten Gegensatze zu Baumbach führt dieser katholische Schriftsteller die Erschlaffung des Rechtsbewußtseins unsrer Zeit, das zu einer klaren und entschiedenen Handhabung der überlieferten Rechtsnormen in der Rechtspraxis nicht mehr die Kraft aufbringe, auf die Verflüchtigung desjenigen Normbewußtseins zurück, das in früheren Zeiten fest und sicher in der metaphysischen Welt verankert war. Und Herrmann Marx sekundiert ihm in der Zeitschrift „Der katholische Gedanke" mit dem Aufruf zu rechtsphilosophischer Besinnung auf die objektiven Normen alles menschlichen Zusammenlebens, die alle Theorie und Praxis des Rechtswesens erst in organischer Verbindung fest und sicher in die Zusammenhänge der Geisteskultur einordnen. Aber aus den Kreisen eines lebendigen evangelischen Christentums ertönt dieselbe Melodie. Auf der Prager Tagung des Weltbundes für Freundschaftsarbeit der Kirchen hat der Wortführer der deutschen Delegation, Reichsgerichtspräsident Simons, eine viel beachtete Rede über die Grundlagen der Abrüstung gehalten, in der er ausführte: das Völkerrecht allein könne den Weltfrieden nicht sichern, wenn seine Rechtssätze nicht sanktioniert werden durch das sittliche Bewußtsein der Nationen, das sie für verbindlich vor dem Gewissen der Menschen erklärt. Und diese sittlichen Normen wiederum können ihre Lebenskräfte nur speisen aus den Quellen der Religion. Was hier vom Völkerrecht ein Mann sagt, der zugleich als führender Rechtsgelehrter, als bewährter Staatsmann und als mutiger Bekenner eines lebendigen christlichen Gottesglaubens vor dem Forum der ganzen Kulturwelt Zeugnis ablegt, das gilt in gleichem Maße auch vom Strafrecht. Die breiten Schichten des Volkes, aus denen Angeklagte, Verletzte und Zeugen vor den Strafrichter treten, tragen noch immer das gesunde, lebendige Bewußtsein in der Brust, daß das Unrecht vor dem Strafrichter auch Unrecht vor dem Gewissen ist, dessen Stimme ihnen nicht blasse Theorien vom gesellschaftsfeindlichen Individuum predigt, sondern klar und eindringlich die alten, ewigen Wahrheiten von gut und böse kündet, wie sie sie in schlichten und jedem verständlichen Lehren aus Elternhaus, Schule und Kirche mit auf den Lebensweg bekommen haben. Unsre Strafrechtspflege des täglichen Lebens, die auf dieser Grundlage arbeitet, ist aufs Ganze gesehen, noch nicht brüchig. Aber sie trägt uns wie eine Eisdecke, die nach langem Winterfrost bis tief ins Frühjahr hinein ihre Festigkeit bewahrt. Und Baumbachs Wort von der Knochenerweichung kann in ganz andrem Sinne, als er es meint, zur Wahrheit werden, wenn nicht wir oder unsre Kinder dereinst den Weg ins Helle finden, der zu den religiösen Kräften führt, die allein auf die Dauer sittliche Kultur tragen und gestalten können.

8

Noch Eins. Wir Männer beginnen zu spüren, in was für einer einseitigen Männerkultur wir bisher gelebt haben. Wir haben es gar nicht gemerkt, daß große Leitworte wie das Pauluswort: Seid männlich und seid stark! oder das Lutherwort: Der Christ soll den Krieg mit männlichen Augen ansehen! immer nur halb wahr gewesen sind. Heute fangen wir an zu empfinden, daß es zur Ergänzung unsrer Kultur ebenso heißen muß: Seid weiblich und seid zart! und daß die Frauenwelt begonnen hat, den Krieg mit weiblichen Augen anzusehen und uns die Augen darüber zu öffnen, daß die grundsätzliche Achtung des Krieges aus der weltumspannenden Humanitätsidee völkerverbindender Menschenliebe geboren ist. Unsre Sprache war von Männern gemacht. Sie hat das tadelnde Wort „weibisch", aber keineswegs das entsprechende Wort „männisch" geprägt. Und wir hatten uns, zumal in der harten Kriegszeit, gewöhnt, mit verächtlicher Miene allerlei als „feminin" herabzuwürdigen, ohne uns zu fragen, ob es denn nicht auch ein maskulines Zuviel gibt. Goethes letzte Lebensweisheit wußte nichts davon zu sagen, daß das ewig Feminine uns hinabzieht, und auch Schiller wußte noch, daß auch im Glockenguß edlen Menschentums sich das Herbe mit dem Zarten, das Milde mit dem Starken zu einem guten Klange verbinden muß.

9

Die schwere Lebensnot, in die der Krieg mit seinen Folgen unser Volk gestürzt hat, bedroht zumal die Kreise der Gebildeten, die die stärkste und fühlbarste Einbuße an Kulturbesitz erlitten haben, mit der seelischen Gefahr chronischer Kulturmüdigkeit und grundsätzlicher Kulturskepsis. Von dem Hochmut des „Wie herrlich weit wir's doch gebracht" sind wir für lange Zeit kuriert, aber der Pendelschlag geht allzu heftig nach der andren Seite. Die bange Frage, ob denn alles Streben nach Besserung der Menschen und Verbesserung der Welt überhaupt einen Sinn hat und uns glücklicher machen kann, scheint bis in die religiöse Fragestellung hinein unsren Kulturwillen zu bedrohen. Kulturkritische, weltflüchtige Mystik findet stärksten Zulauf. Und doch muß aller Glaube an einen Sinn und eine ewige Zweckbestimmung alles Menschenstrebens zurückfinden zu der gelassenen Zuversicht des Herderworts:

Alle Klagen über den zu geringen Fortschritt des Guten in der Geschichte rühren doch nur daher, daß der betrübte Wandersmann auf eine zu kurze Strecke seines Weges zurückblickt.

Breslau Constantin von Zastrow

Die Fürsorgeerziehung im Urteil der Öffentlichkeit

1

Es scheint, als ob im Augenblick durch Film und Bühne die Fürsorgeerziehung besonders in die öffentliche Erörterung gezogen werden sollte. Bereits vor etwa 1½ Jahren wurde in Berlin ein Lustspiel von Fulda „Die Durchgängerin" aufgeführt, in dem eine Fürsorgeerziehungs- oder Rettungsanstalt reichlich karikiert wurde. In neuester Zeit ist ein Film „Das gottlose Mädchen" gefolgt, in dem die Leiden einer Jugendlichen durch die Erziehung in der Familie, im Internat und der Fürsorgeerziehungsanstalt geschildert werden, und endlich haben wir als jüngste Erscheinung ähnlicher Art Lampels „Revolte im Erziehungshaus".

Wir wollen uns hüten, bei derartigen Veröffentlichungen sofort unlautere Beweggründe zu vermuten. Ich zweifle nicht daran, daß die Verfasser dieser Bühnenstücke oder des Films die ehrliche Absicht gehabt haben, ihrer Meinung nach vorhandene Mißstände in der Fürsorgeerziehung aufzudecken und die Öffentlichkeit gegen sie zu ihrer Beseitigung aufzurufen. Wir tun der ganzen Fürsorgeerziehung meines Erachtens keinen Dienst, wenn wir eine solche öffentliche Kritik im Film oder Theater sofort als übelwollende Übertreibung oder Verleumdung hinstellen. Mag man im einzelnen vielleicht auch sagen mögen und sagen müssen, daß Fulda in seiner „Durchgängerin" einen Erziehungshausbetrieb schildert, wie er tatsächlich nicht existiert, ja wohl auch nie existiert hat; mag auch Lampel, wie namentlich durch die Berliner Stadträtin Frau Weyl, eine gewiß unbefangene Beurteilerin, öffentlich festgestellt worden ist, kritiklos Einzelnes verallgemeinert und in vielen Dingen sich haben täuschen lassen, so bleibt doch das Eine bestehen, daß die Öffentlichkeit in starkem Maße zur Kritik an der Fürsorgeerziehung aufgerufen und gegen diese ganze Einrichtung mobil gemacht wird.

Gehen wir die Haupteinwände gegen die Fürsorgeerziehung durch, wie sie in der Presse und zahlreichen mündlichen Äußerungen immer wieder hervortreten.

2

Man betont gern, daß die Fürsorgeerziehung eine Zwangsmaßnahme ist, die nicht selten gegen den Willen des Erziehungsberechtigten durchgeführt wird und daher notwendig verbitternd wirken muß.

Der Zwangscharakter der Fürsorgeerziehung muß rundweg zugegeben werden. Aber man muß die Gegenfrage stellen, ob eine derartige Zwangsmaßnahme nicht vielfach unvermeidlich ist. Wie viel Fälle gibt es, in denen die Erziehungsberechtigten versagen, sei es aus Mangel an Einsicht, sei es wegen eigener sittlicher Verwahrlosung (Trinker, heruntergekommene Familien oder dergleichen), sei es, weil die gewöhnlichen Erziehungsmittel bei einem psychopathisch veranlagten oder sonst irgendwie schwierigen Kinde nicht ausreichen. In allen solchen Fällen wird die Gesellschaft um einen Erziehungszwang nicht herumkommen, wenn sie einen jugendlichen Menschen nicht schwer gefährden, oder in völliger Verwahrlosung zu Grunde gehen lassen will.

Der Zwang richtet sich zunächst gegen den betroffenen Jugendlichen, der infolge unzulänglicher elterlicher Erziehung oder eigener schwieriger Veranlagung mit gewöhnlichen Erziehungsmitteln nicht zu einem brauchbaren Gliede der menschlichen Gesellschaft herangebildet werden kann. Um des Jugendlichen und um ihrer selbst willen kann die Gesellschaft in solchen Fällen nicht auf eine öffentliche Erziehung verzichten. D. h. aber, daß sie mit einem gewissen Erziehungszwang einsetzen muß.

Wenn die Erziehungsberechtigten vernünftig sind, werden sie diesen Zwang, der gegen ihr Kind angewendet werden soll, nicht als gegen sich gerichtet empfinden, sondern in ihm eine Hilfe für ihre nicht ausreichende elterliche Einwirkung auf das Kind sehen. Es gehört meines Erachtens zu den Hauptaufgaben des Fürsorgeerziehungsrichters und der sonstwie bei der Fürsorgeerziehung im Vorverfahren beteiligten Personen, die Eltern zur richtigen inneren Beurteilung der Fürsorgeerziehung als Hilfe für sie und ihr Kind zu bringen. Gerade hier liegen für den Pfarrer, der als Seelsorger auch heute noch in der Regel im Fürsorgeerziehungsverfahren gehört wird, ganz besondere Aufgaben seelsorgerlicher Einwirkung auf Eltern und Kinder.

Sind die Eltern einer verständigen Belehrung unzugänglich, verschließen sie sich dagegen, daß die öffentliche Erziehung für ihr Kind notwendig ist, so muß allerdings dann der Zwang sich auch gegen sie richten und die Fürsorgeerziehung durch Beschluß auch gegen den Willen der Erziehungsberechtigten durchgesetzt werden.

Auch darauf wird hingewiesen werden müssen, daß es neben dieser zwangsweisen Fürsorgeerziehung eine freiwillige Fürsorgeerziehung gibt, bei der mit Einwilligung der Erziehungsberechtigten das in seiner Entwicklung gefährdete Kind durch das Vor-

mundschaftsgericht, das Jugendamt oder eine Organisation der freien Liebestätigkeit anderweitig untergebracht wird. Je mehr es uns gelingt, Eltern gefährdeter oder verwahrloster Kinder für diese freiwillige Fürsorgeerziehung innerlich zu erwärmen, desto mehr werden die Fälle des eigentlichen Fürsorgeerziehungszwanges eingeschränkt werden können.

Besonders wichtig ist es, der Verhetzung der Zöglinge und ihrer Eltern zu begegnen, die in dem sogenannten Zwangscharakter der Fürsorgeerziehung immer neue Nahrung gewinnt. Unter meinen Papieren habe ich den Brief eines Vaters, der sich bei mir dafür bedankt, daß ich seinen Sohn „in die Vorschule des Zuchthauses" überwiesen hätte. Es heißt weiter dort: „Dafür muß ich dem Herrn Pastor meinen Dank aussprechen, denn es ist doch ein Gott wohlgefälliges Werk, die Frau, wo der Mann eingezogen, zwei Söhne im Felde stehen, davon einer schwer verwundet in englischer Gefangenschaft, noch der letzten Stütze zu berauben, damit sie ja in den teuren Zeiten nicht zu üppig lebe. Ich bin bis jetzt kein Feind der Kirche gewesen, aber so zieht man Sozialdemokraten." Ähnliche Briefe ließen sich noch mannigfach vorlegen.

Man wird derartigen Stimmungen und Beurteilungen nur begegnen können, indem man zur Besichtigung der Anstalten einlädt und im übrigen darauf hinweist, daß etwa 80% der Fürsorgezöglinge sich nach ihrer Entlassung nichts mehr zu Schulden kommen lassen und ordentliche, brauchbare Menschen geworden sind.

In diesem Zusammenhang weise ich nochmals auf das früher von mir in der „Christlichen Welt" angezeigte Buch von Johannes Vogt, dem Leiter der großen Erziehungsanstalt in Rickling in Holstein hin: „Neuer Anfang, Lebenswende", das in außerordentlich feiner Weise zeigt, wie die als Zwang verurteilte Fürsorgeerziehung doch eine Hilfe für viele Jugendliche ist, durch die sie einen neuen Lebensanfang und eine Lebenswende erleben.

3

Der Widerspruch gegen die Fürsorgeerziehung bemängelt ferner, daß sie in der Regel in Anstalten erfolgt, und daß Anstaltserziehung in ihrem Wert höchst problematisch sei.

Gewiß ist nicht zu bestreiten, daß die Familie für ein heranwachsendes Kind von unersetzlichem Wert ist. Freilich nur dann, wenn das Familienleben innerlich gesund ist. Dies ist aber heute weitgehend nicht mehr der Fall. Unsere Familien sind keine Lebensgemeinschaften mehr, sondern nur noch Wohn- und Erwerbsgemeinschaften. Der Heranwachsende entzieht sich dem Familienleben, sowie es ihm durch seine Ordnungen lästig wird.

Unter diesen Umständen kann die Familie nicht unter allen Umständen als die beste Stätte für das Heranwachsen jugendlicher Menschen und ihre innerliche Bildung angesehen werden. Wir werden vielmehr überall dort, wo gerade auch die Familie mit zur Verwahrlosung des jugendlichen Menschen beigetragen hat oder ihm keinen wirklichen Halt bietet, ihn durchaus aus der Familie herauslösen und in einer geeigneten, fachmännisch geleiteten Erziehungsanstalt unterbringen müssen. In solchen Fällen ist dann die Anstalt Heilanstalt für die Schäden, die durch schlechte Familienerziehung und schlechten Familiengeist entstanden sind.

Allerdings werden wir die Anstaltserziehung nie als das absolut Beste hinstellen. Tatsächlich streben die Erziehungsanstalten auch immer dahin, ihre Zöglinge, die eine Zeitlang in der Anstalt erzogen sind und in ihr eine gewisse innere Besserung und Festigung empfangen haben, nach einiger Zeit in dafür geeigneten Familien unterzubringen, damit die Jugendlichen sich dort bewähren, ehe eine völlige Entlassung aus der öffentlichen Erziehung stattfindet. Solche Familien sind freilich nicht leicht zu finden und bedürfen einer fortgesetzten Beratung und Überwachung. Aber gerade diese Verbindung von Anstalts- und Familienerziehung hat sich in der Praxis als besonders wirksam bewährt.

Auch darauf sei hingewiesen, daß die Fürsorgeerziehungsanstalten nach Wicherns Vorgang im Rauhen Hause danach streben, ihre Zöglinge in kleinen Häusern, die sich in den Rahmen der Gesamtanstalt einfügen, in Familiengruppen zusammenzufassen. Durch diese Art der Behandlung kann man in unseren Erziehungsanstalten nicht von Massenbetrieb reden. Sie tragen vielmehr durchaus familienhaften Charakter, so daß individuelle Behandlung der einzelnen Zöglinge möglich ist.

4

Nicht selten hört man, in der Fürsorgeerziehungsanstalt würden die Kinder erst schlecht. Es seien dort Jugendliche des verschiedensten sittlichen Zustandes vorhanden, und es sei allgemein menschliche Erfahrung, daß nicht die besseren Elemente die schlechteren innerlich heben, sondern daß die besseren Elemente den Einflüssen der anderen erliegen.

Derartigen Behauptungen gegenüber wird darauf hinzuweisen sein, daß, wie schon hervorgehoben, das statistische Ergebnis über die Erfolge in der Fürsorgeerziehung recht günstig ist. Allerdings erfährt davon die breite Öffentlichkeit selten etwas, während man von den 20% unverbesserlichen Zöglingen in jeder Zeitung lesen kann. Einzelne Blätter stellen bei Gerichtsverhandlungen mit einer unverkennbaren Befriedigung fest, daß der Angeklagte ein ehemaliger Fürsorgezögling sei, und eine derartige Berichterstattung trägt viel dazu bei, die ganze Einrichtung der Fürsorgeerziehung in Mißkredit zu bringen.

Ferner ist darauf hinzuweisen, daß in den meisten Fürsorgeerziehungsanstalten jetzt solche Jugendliche, die erziehungsunfähig sind, entlassen werden. Es geschieht dies, damit durch sie nicht die Erziehungsarbeit an den besserungsmöglichen Jugendlichen gefährdet oder gar verhindert wird. Für Erziehungsunfähige wird die Allgemeinheit in anderer Weise sorgen müssen. Es sei darauf hingewiesen, daß ein Verwahrungsgesetz für asoziale Elemente von den verschiedensten Seiten gefordert wird und auch, dem Vernehmen nach, sich in Vorbereitung befindet.

Weil die Fürsorgeanstalten Erziehungshäuser sind, sucht man sie von unerziehbaren Elementen rein zu halten. Es mag diese Übung der Anstalten vielen gewiß nicht unbedenklich erscheinen, solange wir keine Verwahrungsmöglichkeit für absolut unerziehbare Elemente haben, und doch muß dieser Weg beschritten werden, wenn wirkliche Erziehungsarbeit geleistet werden soll. Auf diese Übung wird besonders gegenüber der Behauptung zu verweisen sein, daß die Kinder in den Anstalten nur noch schlechter würden.

5

Gelegentlich wird auch behauptet, die Erziehungsanstalten seien nicht alle einwandfrei.

Es ist richtig, daß früher nicht alle Anstalten den Anforderungen entsprochen haben, die man an eine Erziehungsanstalt stellen muß, die Heilerziehung an gefährdeten oder verwahrlosten Jugendlichen treiben soll. Diese Zeiten sind aber, Gott Lob, vorüber. Unsere Erziehungsanstalten sind heute im allgemeinen musterhaft eingerichtet und von besonders für ihre Aufgaben vorgebildeten Persönlichkeiten geleitet.

Sehr wesentlich ist es, daß von den Anstalten und allen für die Fürsorgeerziehung interessierten Kreisen mehr Aufklärungsarbeit getrieben wird. Vereinzelt sind über Fürsorgeerziehungsanstalten Lichtbilderserien zu haben, die einen Einblick in das Leben und Treiben der Anstalt gewähren. Daneben ist es zu empfehlen, die Anstalten gelegentlich von öffentlichen Körperschaften besichtigen zu lassen. So sind, um ein

Beispiel zu nennen, in der evangelischen Mädchen-Fürsorgeerziehungsanstalt in Freiburg in Schlesien die sozialdemokratischen Breslauer Stadtverordneten zu einer längeren Besichtigung auf Einladung des damaligen Leiters gewesen. Erfolg: ein allgemeines Staunen über die Art der Einrichtung und des Betriebes, ein Schwinden des Mißtrauens und eine Anerkennung des Geleisteten.

6

Nicht selten kann man auch hören, die Fürsorgeerziehung sei abzulehnen, weil der Geist, der in den Anstalten herrsche, nicht der Lebensanschauung des Erziehungsberechtigten entspreche.

Dieser Einwand ist gewiß ernst zu nehmen. Er zeigt, daß wir nicht nur konfessionelle Erziehungsanstalten brauchen, sondern daneben humanitäre gar nicht entbehren können. Auch wenn wir überzeugt sind, in der Person Christi ein Erziehungsideal von unüberbietbarer Höhe zu besitzen und durch die Kräfte der lebendigen Religion die tiefsten Tiefen der Seele in sonst unmöglichem Ausmaße zu erreichen und zu beeinflussen, so dürfen wir doch nicht verkennen, daß es heute weite Kreise in unserem Volke gibt, die der Kirche und um ihretwillen auch der Religion und dem Christentum völlig ablehnend gegenüberstehen. Jugendliche, die aus derartigen Kreisen stammen und die im Spott oder gar im Haß gegen Kirche und Religion groß geworden sind, können wir nicht ohne Weiteres in evangelische Erziehungsanstalten hineinnehmen. Der in ihnen herrschende religiöse Geist würde vielfach die heftigste Opposition des Zöglings hervorrufen und seine weitere Erziehung nicht heilsam, sondern ungünstig beeinflussen.

Nun steht es jedoch so, daß wir in allen Provinzen nicht nur konfessionelle Fürsorgeerziehungsanstalten haben, sondern auch rein kommunale auf humanitärer Grundlage. Es wird Sache der Erziehungsbehörde sein, genau zu prüfen, welche Anstaltsart sich im jeweiligen Falle am besten eignet. Allerdings möchte ich auf Grund vierzehnjähriger Erfahrung in der Leitung eines großstädtischen evangelischen Jugendamtes doch sagen, daß bewußte Ablehnung einer evangelischen Erziehungsanstalt meines Erachtens selten ist. Verschiedentlich läßt sich beobachten, daß es auf die Eltern einen nachhaltigen Eindruck macht, wenn sie sehen, daß durch die Erziehung in einem christlichen Hause ihr Kind, mit dem sie nicht fertig wurden, auf andere Bahn gebracht worden ist.

7

Eine öffentliche Kritik und eine öffentliche Erörterung der mit der Fürsorgeerziehung zusammenhängenden Fragen und Probleme darf unter keinen Umständen durch Zensurmaßnahmen oder andere Mittel unterbunden werden. Auch wo die öffentliche Kritik aus Mangel an Sachkenntnis oder weil sie falscher Berichterstattung zum Opfer gefallen ist irrig ist, kann sie zu immer erneuter Selbstprüfung aller bei der Fürsorgeerziehung irgendwie beteiligten Personen und Instanzen Anlaß geben. Nur muß man billiger Weise von der Öffentlichkeit und der öffentlichen Erörterung dieser Fragen fordern, daß sie nicht von vorgefaßten Meinungen ausgehen, sondern das ehrliche Bestreben haben, der so schwierigen Frage der Erziehung gefährdeter oder verwahrloster Jugendlicher nicht hinderlich, sondern förderlich zu sein. Sofern der Wille zum weiteren Ausbau und zur Verbesserung der ganzen Einrichtung vorhanden ist, wird jede Mitarbeit der Öffentlichkeit an der Fürsorgeerziehung, und sei sie auch nur in der Form der öffentlichen Kritik, willkommen sein müssen.

Breslau Ulrich Altmann

Kirche und Tagespresse

Gegenwartsprobleme des deutschen Journalismus 2

Daß zwischen der publizistischen Betätigung der evangelischen und der katholischen Kirche ein wesenhafter Unterschied besteht, ist noch immer nicht völlig in das Bewußtsein unserer Führerkreise getreten. Nur zu gern stellt man der imponierenden Front von Tageszeitungen katholischer Weltanschauungsprägung (nach der neuesten Statistik gibt es 383 Blätter, die dem Zentrum bzw. der Bayrischen Volkspartei zuzurechnen sind) die drei, vier Zeitungen mit primär evangelischer, evangelisch-kirchlicher Tendenz (dazu etwa noch den innerlich und zahlenmäßig schwer faßbaren Kreis von solchen, die man als halb evangelisch ansprechen kann) gegenüber und kommt bei dieser Berechnungsart natürlich zu einem verzerrten Bild.

Demgegenüber kann nicht entschieden genug betont werden: es lag in der grundsätzlichen Stellung des Katholizismus zur Kultur, in seiner religiösen Sonderart, in der Geschichte der katholischen Kirche in Deutschland (Kulturkampf) und des katholischen Volksteils als einer Volksminderheit begründet, daß die katholische Kirche sich eine politische katholische Weltanschauungspresse — als ein Glied des kirchlichen Organismus, als Vorkämpferin für die Rechte der Kirche, als Propagandistin und Missionarin — schuf, schaffen mußte; es ist dies im Grunde ebenso selbstverständlich wie das Andere, daß Millionen katholischer Wähler in der Gefolgschaft einer katholischen Partei die Form ihrer Teilnahme am politischen Leben gefunden haben. Und es hängt auf der anderen Seite eng mit dem Glaubens- und Kulturbegriff des Protestantismus und mit der staatskirchlichen Vergangenheit des Bekenntnisses der Volksmehrheit zusammen, wenn eine damit vergleichbare „evangelische Tagespresse" trotz einzelner von sehr ernstem Wollen getragener Ansätze fehlt. — Dabei verstehen wir unter „evangelischer Tagespresse" einen Zeitungstyp, bei dem — wir sprechen rein grundsätzlich — das Evangelische nicht zu der politischen Grundstellung der Zeitung noch hinzugenommen wird, bei dem es vielmehr primär und konstitutiv ist, bei dem also das politische, sozialwirtschaftliche, kulturelle Programm der Zeitung — wenn — und soweit dies möglich ist — aus dem evangelischen Glaubensgedanken und dem evangelischen Lebens- und Gemeinschaftsideal heraus gestaltet ist. Ein solches — anerkanntes — Programm, das die politischen und kulturellen Gegensätze innerhalb der protestantischen Glaubensgemeinschaft überhöhte und doch dem Handeln in den konkreten Fragen der Tagespolitik festen Boden unter die Füße gäbe, als Magna Charta protestantischer Politik und tragfähige Grundlage einer protestantischen Großzeitung, fehlt bis zur Stunde. Die sehr wertvollen Vorarbeiten der verschiedenen Kirchentage (Stuttgart, Bethel, Königsberg) vermögen an dieser Feststellung nichts zu ändern. So kam es, daß, als in Auswirkung der Ereignisse von 1918 die geschichtliche Lage des Protestantismus in Deutschland eine tiefgreifende Wandlung erfuhr, als der neu erwachte evangelische Wille zur Öffentlichkeit den Blick auch für das Phänomen „Presse" schärfte und den Mut zur Initiative belebte, doch die grundlegende Voraussetzung für die Schaffung einer evangelischen Tagespresse in dem bezeichneten Sinn fehlte. Über die Möglichkeiten zukünftiger Entwicklung ist damit selbstverständlich nichts ausgesagt.

Wer nun aber geneigt wäre, in der katholischen Lösung nur Vorzug und Überlegenheit zu sehen, der möge sich an das Folgende erinnern: Der Besitz einer eigenen politischen Tagespresse — wie einer eigenen politischen Partei, einer eigenen abgestempelten Kulturarbeit auf allen Gebieten — war, mindestens in der Vergangenheit, eine ständige Gefahr für die Weite und Aufgeschlossenheit des katholischen kulturellen Schaffens wie auch der publizistischen Betätigung des katholischen Volksteils. Welche Ver-

suchung in diesem Besitz liegen mußte, im „Turm" zu verharren und sich in ihm immer fester zu verbarrikadieren, d. h. Arbeit und Verantwortung zu begrenzen auf das Eigene, die katholische Zeitung zu hüten und zu pflegen, aber den breiten Strom der Gesamtpresse an sich vorbeirauschen zu lassen, liegt auf der Hand. Die doppelte Versuchung: auf den Universalismus der Betrachtung und des Handelns zu verzichten und an der Eigengesetzlichkeit der Presse vorbeizugehen. Es ist doch wohl kein Zufall, daß in der Katholischen Sonderschau auf der „Pressa" die Abteilung Tagespresse sich in etwas katholischer Zeitungsgeschichte und in einer Heerschau gebundener Zeitungsjahrgänge erschöpfte, dagegen von einer lebendigen Mitarbeit katholischer Kräfte an den allgemeinen Problemen und Aufgaben des deutschen Journalismus, an einem unerhört kritischen Punkt seiner Geschichte, mit keinem Wort die Rede war, wiewohl doch in der Praxis gerade auch katholische Journalisten und Zeitungswissenschaftler an diesen Aufgaben in führender Weise mitarbeiten; wie überall in der katholischen Kulturarbeit, sehen wir auch hier das Ringen einer exklusiven und einer universellen Richtung, das Nebeneinander von Sonderung, deren Ausdruck der Bestand einer katholischen Tagespresse ist, und von Kontakt.

Demgegenüber erkennt der Protestantismus seine Sendung und Aufgabe in erster Linie in der sachlichen, unvoreingenommenen Mitarbeit in der politischen Presse aller Richtungen. Seine Einstellung zur Presse ist daher — in diesem Sinn — universeller, sein Blick für die Sache, die eigentümliche Wesenheit der Zeitung, ihre Gesetze und Ordnungen vielleicht schärfer, jedenfalls der Wille, diese Ordnungen anzuerkennen, sich einem fremden Reich der Werte dienend einzugliedern, hemmungsfreier und kräftiger. Man wird sagen können, daß sich auch an diesem Punkt etwas von der Lutherschen Wertung fremder Lebensordnung und Lebensgesetzlichkeit auswirkt. Es war in diesem Sinn echt lutherisch und echt protestantisch gesprochen, wenn Professor Kapp-Freiburg auf dem Deutschen Evangelischen Pressetag in Köln von der Zeitung bemerkte, daß auch auf ihr als einem Stück des uns umgebenden Seins „ein Widerschein vom Scheine Gottes" liege, darum könne sie wie ein Werkzeug des Bösen so auch ein Werkzeug des Guten sein, wenn nur die Gemeinschaft der Guten hinter sie tritt.

Wir versuchen im Folgenden, diese evangelische Mitarbeit an der Tagespresse in ihren wichtigsten Erscheinungsformen und in ihrem Zusammenhang mit der kirchlichen Zeitgeschichte und mit der allgemeinen Entwicklung des deutschen Journalismus zu charakterisieren.

Berlin Martin Plieninger

Neues vom Urmenschen

2

Von diesen Werken mehr abschließenden und kritischen Charakters führt uns der Weg zu einigen, die die Forschung und Auffassung wirklich weiterbringen und ihr eine neue Wendung geben. Das eine hat E. Dennert gegeben mit seinem neuesten großen Buche Das geistige Erwachen des Urmenschen (1929, Verlag für Urgeschichte und Menschforschung, geb. 15 M.). Ich bedaure sehr, daß mir bei Herausgabe meines Buches Urentwicklung des Menschen (1928, Gütersloh, Bertelsmann, geb. 13 M.), in welchem ich die Ergebnisse der Forschung zusammengefaßt habe, dieses Buch noch nicht bekannt war, ebenso wie das dann zu besprechende von Wirth. Man war gewöhnt, von Dennert nur kleine, treffliche, herkömmlich apologetische Schriften zu erwarten, die ihren Wert hatten, aber doch nicht weiterführten. Jetzt überrascht er uns mit einem Buche von größerem Stil und höherer Schlagkraft. Es ist beherrscht von einem einzigen starken Gedanken, dem der geistigen Hoheit des Urmenschen, und führt dafür methodisch und sogar experimentell Beweis. Dennert behauptet dabei, von zwei Voraussetzungen auszugehen, einer materiellen und einer formellen. Sein Materialprinzip ist die Grundverschiedenheit von Mensch und Tier, wofür er merkwürdigerweise eine meines Erachtens nicht nötige „vitalistische" Grundlage sucht; sein Formalprinzip aber die „phylogenetische Arbeitshypothese": kurz gesagt, er nimmt geschickt die Haeckelsche Idee des „biogenetischen Grundgesetzes" auf, wonach die Entwicklung jedes Einzelwesens (Ontogenese) immer die Wiederholung der Entwicklung des Ganzen in allen seinen Stufen (Phylogenese) ist, und wendet eben dies auf die geistige Entwicklung der Menschheit an, indem er sie aus der geistigen Entwicklung des heutigen Einzelmenschen, des Kindes und der heutigen Primitivvölker zurückkonstruiert und belegt. Das ist nun freilich nichts Neues, und ich sehe darin nicht die eigentliche Bedeutung des Buches, kann mich auch nicht davon überzeugen, daß dies schlagkräftig ist. Im Gegenteil, es liegt eine Gefahr darin. Ein Kind von heute ist eine intellektuell derartig spezialisierte Erscheinung, daß man aus seiner Geistesentwicklung keine Schlüsse auf das Naivitätsstadium der Menschheit machen dürfte, und die heutigen Primitivvölker sind einerseits noch so wenig durchschaut, anderseits zeiträumlich so sehr das Ergebnis langer Entwicklungen und vielleicht sogar Abstiege und Rückschritte, daß man von ihnen aus erst recht nicht Schlüsse ziehen sollte. Bekanntlich haben diese Parallelen bei der Beurteilung der eiszeitlichen Malerei und Bildnerei durchaus und völlig versagt. Ich finde auch nicht, daß Dennert hierin mehr Glück hat, wenn schon er in dem reichhaltigen und gewiß interessanten Material, das er in langjährigen Experimenten (Kinderzeichnungen und Artefakterzeugungen) methodisch angesammelt hat und nun veröffentlicht, manches Überraschende bringen kann. Ich weiß also nicht recht, ob auf diese Methode des Experiments, diese „naturwissenschaftliche Induktion", auf die er mit Stolz hinweist, wirklich so viel zu geben ist. Wohl aber ist Dennert ganz beizustimmen in seinem Resultat und in der schönen Bestimmtheit, mit der er es festlegt: daß das geistige Bild des Urmenschen, soweit wir es nun kennen, durchaus volle menschliche Würde und eine gewisse Hoheit ergibt. Dennert betont, mehr als bisher geschehen — und das ist ein Verdienst —, die geistig wichtige Schaffung des Werkzeugs, „eine der ungeheuersten und folgereichsten Taten des ganzen Kulturlebens", in der sich das geistige Erwachen der Menschheit vollzog. Ja er widmet sein Buch „dem Andenken an den größten Erfinder aller Zeiten, den Schöpfer des ersten Werkzeuges" — etwas kühn, aber originell. Er schreibt S. 84 ff. schöne Worte über den Formensinn der Urmenschen. Er untersucht dann die Kunstäußerungen, den Körperschmuck (dieses Kapitel ist mäßig und ohne prinzipielle Klarheit), die Ornamentik (ohne grundsätzlich richtige Wesensbestimmung, S. 215 ist nichtssagend, und die Ergebnisse S. 232 zweifelhaft), die Bestattungsgebräuche usw. und kommt zu dem Ergebnis, daß der Mensch des Aurignacien sich an geistiger Höhe vom heutigen in nichts unterschied, und daß der Urmensch ein vollwertiger Mensch mit allen Anlagen für die Heraufführung der gesamten nachfolgenden Kultur, also jedenfalls entwicklungsfähig war. Er scheut sich auch nicht, die anthropologische Konsequenz zu ziehen und die Annahme einer ursprünglichen, auch körperlich höher organisierten, Menschenrasse (vgl. Galley Hill) noch vor dem Neandertaler für wahrscheinlicher zu halten als den von uns oben geschilderten umgekehrten Schluß, wie ihn landläufig die im Entwicklungsschema befangenen Anthropologen zu machen pflegen. Im Einzelnen mag manches zu beanstanden sein: daß Dennert zuviel auf Otto Hauser gibt, dessen „Micoquien" doch recht zweifelhaft ist, daß er Etliches zu leichthin behandelt (S. 24 den Pithekanthropus), daß er zu weit geht, wenn er die Retuschierung

der Feuersteinklingen S. 225, die doch einfach widerstandsfähiger machte, mehr ästhetisch als technisch beurteilt, daß er hie und da Fehler macht, statt Boncelles S. 73 mehrmals Boucelles, S. 76 Rhinozeros Mercki schreibt statt Merckii, S. 300 zweimal Santuola statt Sautuola, S. 452 den von Paul Alsberg angenommenen hypothetischen Urahn der Menschheit seltsamerweise „Pithex anthropogonensis" nennt anstatt „Pithekanthropogoneus" u. a. Die Zeichnungen in der Höhle Pair-non-Pair hat Daleau meines Wissens viel früher als erst 1895 entdeckt. Aber das alles tritt zurück hinter dem Grundgedanken des Buches, wie ihn der schöne Titel angibt. Er ist nicht neu, aber daß er so erfreulich und frisch in den Mittelpunkt gestellt und in seiner vollen Bedeutung erkannt wird, das ist der Wert des Dennertschen Buches. Man wird es gewiß vielfach ignorieren, das ist nun leider einmal so Sitte, aber auf die Dauer aufhalten lassen sich diese Erkenntnisse, so unerwünscht sie vielen sind, eben nicht mehr. „Die Sonderstellung des Menschen drängt sich mehr und mehr auf, aber man wagt damit nicht Ernst zu machen und bleibt doch noch halb in der alten Anschauung von der rein tierischen Entwicklung des Menschen stecken." Hervorragend ist die reiche Illustrierung auch dieses Buches.

Das andere Werk ist das wichtigste unter allen, die hier zu besprechen sind: Der Aufgang der Menschheit von Herman Wirth (Jena, Diederichs 1928). Ein umfänglicher Band von über 600 Seiten in Großquart, und dabei nur der erste, und die Durcharbeitung eine schwere, ernste Arbeit. Man ging an das Betreten dieses feierlichen Tempels nur mit einer Scheu heran, Scheu vor der Weitschichtigkeit der Anlage und Scheu auch vor einem stark enthusiastischen Ton, den schon die seltsame Widmung zeigt, und Scheu endlich vor einer heute beliebten Methode der Ausschlachtung des Mythenstoffes. Ich kam gerade von Hinzpeters Buch über die Welteislehre her, worin, wie es die Anhänger Hörbigers gern tun, die Mythen der Edda usw. bis ins Minutiöse ausgedeutet werden als Überbleibsel alter Erinnerungen der Menschheit an den Zusammenbruch des Tertiärmondes. Und hier sah ich nun eben dieselben Mythen gedeutet als Erinnerungen an die große Vereisung. Aber man sieht doch bald, daß hier ernstere Befunde vorliegen. Daß in den Mythen der Völker kosmische Grundlagen stecken, wie auch Arthur Drews schon aufgestellt hat (Der Sternhimmel in der Dichtung und Religion der alten Völker und des Christentums), mag richtig sein, und wir müssen da vielleicht umlernen, wenn wir auch nun und nimmer die dichtende Phantasie in dem Grade ausschalten können, wie es diese Mythologen tun. Man sieht sehr bald, daß hier eine sichere Methode vorliegt und ein scharfes Auge klar und weithin blickt. Auch das Weltanschauliche, das leicht mit fortreißt und den Blick trüben kann, — und bei dem Verfasser schlägt ein heißes Herz für die nordische Rasse, — selbst wenn er die ostische (Bach, Beethoven) gerechter zu würdigen weiß, — tritt zurück hinter der Einzigartigkeit dessen, was dieses Buch zu sagen hat, und der Größe seiner Ergebnisse. Es wird unstreitig umgelernt werden müssen, und manches, was bisher feststand oder übersehen worden ist, bekommt eine neue Wendung. Der Sinnwert ältester Höhlenzeichnungen und Schnitzereien, der sprachliche Lautwert von vielem, was nur wie Kunstspiel aussah, ist hier zum ersten Male erkannt und sorgfältig festgelegt worden, und die geistige Geschichte der Menschheit ist in der Tat, wie der emphatische Titel angibt, um ein Jahrzehntausend hinausgerückt worden. Ich habe mich gewehrt, ehe ich das zugab, aber es ist so. Das Geistesleben des steinzeitlichen Urmenschen tritt unfraglich in Zusammenhang mit dem Geistesleben der ältesten Geschichtsperioden und mit einer überraschenden Deutlichkeit hervor. Schriftgeschichtlich ergibt sich die Tatsache, daß bereits am Ende der Eiszeit, im Magdalenien, eine hochentwickelte Linearschrift vorliegt, die Vorstufe sämtlicher geschichtlicher Schriftsysteme der Mittelmeervölker, ja daß (aus den Befunden der Höhlen La Madeleine und Gourdan) ein altes heiliges Alphabet als Jahreskalender vorhanden war, das alle zweitausend Jahre mit dem Vorrücken der Sonne in ein neues Sternbild des Tierkreises zur Wintersonnenwende neu redigiert worden ist. Mit dem Niedergang der schöpferischen Völker, die der Verfasser die südatlantischen nennt, bricht diese Hochkultur ab, und was bisher als Quellen der Schriftgeschichte galt, die ägyptische Hieroglyphenschrift und die altsumerische Zeichenschrift, ist Auflösung und Verfall. Wirth weist diesen Abstieg vor allem für Ägypten nach, weil im Formenschatz der ältesten Kulturen Ägyptens (Nagada, Abydos) jene älteste Linearschrift noch erhalten ist. Religionsgeschichtlich ist mit all den „Ismen", mit denen uns eine rein erdachte und rückwärts konstruierte Theorie beschenkt hat, Animismus und Präanimismus und Manismus, und wie sie alle heißen, zu brechen. Wirth tritt mit größter Entschiedenheit in die heute nicht mehr kurzerhand, mit leichter Wendung abzutuende Anerkennung eines urtümlichen Monotheismus ein, der für eben dieselben rätselhaften Uratlantiker, die „Leute vom Fremdboottypus", ebenso kennzeichnend ist wie ihre Linearschrift und wie ihr astronomischer Jahreskalender. „Je älter die Stufe ist, welche wir ermitteln können, um so mehr verschmelzen sich die Gottheitgestalten als Verbesonderungen einer ursprünglich einheitlichen, kosmischen Gottesvorstellung, um sich schließlich ganz darin aufzulösen." Dann aber haben alle jene „Ismen", die nur aus den Verfallkulturen der heutigen „Primitivvölker" heraus konstruiert waren, keine geschichtliche Unterlage mehr. Dämonismus und Polytheismus, auch die „heitere Götterwelt" Griechenlands, sind Mischkultur und Verfall. In allen großen Religionsstiftern aber, Zarathustra, den Indern, den griechischen Philosophen, tritt, gemäß den Mendelschen Gesetzen der Vererbung, das uralte hohe Erbgut als eine Reaktion und neue Klärung von naturgesetzlichem Werte immer wieder aufs neue heraus und ringt die Mischgebilde des Verfalls wieder nieder. Endlich rassegeschichtlich wird auf dieselbe Weise die Existenz einer großen schöpferischen atlantischen Urrasse festgelegt. Für die atlantisch-nordische Rasse, die zu den Glaubensbeständen der heutigen Anthropologie gehört, ist hier zum ersten Male ein geistesgeschichtliches Fundament gelegt worden. Das ist unzweifelhaft ein Verdienst des Verfassers. Er ist ausgegangen von der Symbolik friesischer Bauernhäuser und von volksliedgeschichtlichen Untersuchungen und hat sich dann mit sicherer Methode zu seinen großen Folgerungen führen lassen. Da er dann ebenso mit der Wissenschaft vom Spaten, der Prähistorie, wie mit den ethnographischen Parallelen (besonders Indianer, Chinesen und Eskimos) sowie mit den naturwissenschaftlichen Methoden (der Blutgruppenforschung) vertraut ist, so gewinnt man bald den Eindruck von einem sicheren Führer. Weltanschaulich, ohne Aufdringlichkeit, verdichtet sich seine Botschaft zu dem Bekenntnis: „Das Erwachen der nordischen Rasse in der Welt birgt in sich die einzige Möglichkeit der Erlösung der Menschheit vom Alberich-Fluch der Herrschaft des Geldes, dem alles jetzt anheim zu fallen droht, mit Vernichtung des letzten Bewußtseins für die höheren Werte." Die Heimat der höheren Menschheit ist das Nordgebiet, die Arktis, und der Gang der Urkultur ist vom Norden und Westen nach dem Osten. Ob der Verfasser damit recht hat, daß die nordische Rasse schon deshalb, weil sie vom Ende der Eiszeit an schon Dauerform geworden, unbedingt viel älter sein müsse, bezweifle ich. Es gibt doch bekanntlich auch schnelle, explosive Entwicklungen, das beweist die Paläontologie. Aber es mag richtig sein, daß die nordische Rasse nicht von den Aurignac- und Cro Magnonmenschen abzuleiten und daß diese schon Mischkulturen sind. Die Nordischen

sucht Wirth in untergegangenen Schollengebieten, der im atlantischen Ozean versunkenen Atlantis, wie sie Plato u. A. intuitiv geschaut haben. Aber ihre Urheimat war die Arktis, die ja im Tertiär eine reiche Pflanzen- und Tierwelt hatte. Skelettreste fehlen nach Wirth aus dem Grunde, weil die Bestattungsform der Nordländer die „Plattformbestaktung" war, d. h. die Aussetzung der Toten ans Sonnenlicht, womit alle Reste untergehen mußten. Die nordisch-atlantische Rasse wanderte dann aus nach Süden und drang wie ein Keil in die dunklen farbigen europäisch-asiatischen Urvölker ein. Auf S. 92 wird schlagend nachgewiesen, daß der hohe Atlantikerstil (Höhlenkunst) nicht von den afrikanahen Völkern ausgegangen sein kann, sondern vom Norden herabgewandert kam; die Karte spricht deutlich. Aber auch sprachlich und ethnographisch (Typus des Bootes) weiß Wirth seine Befunde mit überraschenden Hinweisen zu belegen, und auch geologisch versagt er nicht.

Es ist leider ganz unmöglich, von den vielen Einzelheiten des großzügigen Werkes, von den beiden Hauptetappen der Nordländerwanderung, den Nordatlantikern (Tuathavölkern oder Urgermanen, um Irland, davon auch noch das Wort „deutsch") und Südatlantikern (Fomoriern, auf der untergegangenen Atlantis um die Kanarischen Inseln, den Mauri und Amuri [Amoritern], um 8000 v. Chr. untergegangen, Indogermanen), von dem „heiligen Jahr" des Nordländers und seiner Astronomie *), von dem Gottessohn, der aus den Wassern (ap-su) neu erstehen muß, vom heiligen Mysterium des Sonnenjahrs (alle Mondmythologie wird abgelehnt), vom Lebensbaum und den Zwillingen, von Menschwerdung und vom Grabhaus, besonders aber von der Entstehung der Schrift (atlantisch-nordisch, nicht asiatisch), dem difficilsten Teile des Buches, von Lautverschiebungsgesetzen, Konsonantismus und Vokalen (Ursprache der nordischen Rasse einsilbige Wurzelworte von einem Konsonant und einem Vokal), von den steinzeitlichen Höhlen als Kultstätten und den späteren Kalenderreformen (der babylonischen besonders), von der Atlantisfrage genauere Probe zu geben. Es sieht manches wie üppiges Phantasiespiel aus, aber hier ist mehr als etwa List, jener „wissenschaftliche Hochstapler", der manchen irregeführt hat; hier ist solide Wissenschaft! Wenn man auch an manchen einzelnen Punkten seine Fragezeichen macht, und wenn auch der Verfasser selbst ausspricht, daß er erst am Anfang der Forschung steht, so ist die Methode doch wissenschaftlich korrekt und, soviel ich es übersehen kann, einwandfrei. Das Hauptergebnis des Buches ist die Feststellung einer überragenden Geisteskultur, die nunmehr 20 000 Jahre alt ist, und auf diese Anerkennung wird sich vermutlich die prähistorische Wissenschaft einstellen müssen. So hat das Herman Wirthsche Buch die Forschung wesentlich gefördert. Auf seine Fortführung, die sich noch auf mehrere Bände und einen Bilderatlas erstrecken soll, von dessen reichem und originellem Inhalt der Band erst einige Proben gibt, kann man gespannt sein **).

Das geistige Bild des Urmenschen, soweit wir ihn bis jetzt kennen, stellt sich immer mehr als ein recht hohes heraus. Alle die Erwartungen von untermenschlichen und tiernahen Zuständen, sei es kulturell, sei es körperlich, haben sich als getäuscht erwiesen, manchen zur Enttäuschung, die in Ideen und Begriffen leben und dann unerwünschte Tatsachen nur ungern hinnehmen. Jedenfalls muß man auch, wenn man an das Herauswachsen des Menschen aus der Tierwelt noch fest glaubt, die Abzweigung des Menschen so tief ansetzen, zeitlich also so weit hinausrücken, und die Entfernung zwischen Mensch und Tier so weit geworden ansehen, daß sich das Gesamtbild recht beträchtlich gewandelt hat.

Neuerdings hat sich der große Paläontologe Henry Fairfield Osborn in New York mit äußerst wertvollen Ausführungen ausgesprochen. Er hat in der inhaltreichen Dollo-Festschrift, die von den Paläontologen unter Führung von Othenio Abel in Wien zum 70. Geburtstag Louis Dollos, des Begründers der neuen Richtung in der Paläontologie, 1928 herausgegeben worden ist (Paläobiologica, Wien und Leipzig, Emil Haim u. Co.), einen Artikel geschrieben: Recent discoveries relating to the Origin and Antiquity of Man, Neue Entdeckungen zum Ursprung und Alter der Menschen. Darin spricht er sich mit Entschiedenheit gegen die Affen-Menschen-Theorie aus und erklärt, daß dieselbe endlich einmal verlassen werden muß. Er hält zwar fest an dem Gesamtstammbaum der Tierwelt, zu welchem auch der Mensch gehört, aber er setzt die Abzweigung des Zweiges Mensch so tief an, daß von irgendeiner nahen Verwandtschaft mit den heutigen Menschenaffen keine Rede mehr sein könne. Man habe über der Betonung der Verwandtschaft viel zu sehr die tiefe Kluft übersehen oder gar absichtlich verkleinert, durch welche der Menschenstamm vom Affenstamm grundlegend getrennt sei. „I regard the ape-human theory as totally false and misleading." „Ich halte die Affen-Menschen-Theorie für gänzlich falsch und irreführend." Der Ausdruck „Affenmensch" ist falsch. Hauptsächlich nach der psychischen Seite gesehen, ergibt sich zwischen Mensch und Affe ein ganz weiter Abstand: Dort ein zweifüßiges, gewandtes Wesen, weiträumig lebend, hier ein vierfüßiges Wesen, an das Baumleben gebunden. Mit dem Affen hat also die Natur auf etwas Anderes hinausgewollt. Der Ausdruck Affenmensch gilt als ebenso verkehrt, als wenn man von „Pferdeeseln" reden wollte. Wir können hier nicht die Einzelheiten des bemerkenswerten Artikels zitieren. Aber wir müssen feststellen: Wenn ein so bedeutender Führer, der Nestor der heutigen Stammbaumforschung, als Ertrag seiner Lebensarbeit diese von ihm erst gewonnene Ansicht unter Aufgabe seiner früheren Auffassung mit solcher Bestimmtheit hinstellt, und wenn es immer deutlicher wird, daß eben dies die Meinung der heutigen Wissenschaft ist: ja, was wollen dann noch die Anthropologen und vergleichenden Anatomen mit ihrer Sucht, die Ähnlichkeiten der heutigen Menschenaffen und des Menschen überwertig darzustellen, hervorzukehren und immer wieder von „Affenmenschen" zu sprechen oder auf die Auffindung von Zwischengliedern so eifrig bedacht zu sein?

Man steht hier wirklich vor nichts als unausrottbaren Vorurteilen, die nur noch als altmodisch und rückständig bezeichnet werden können, selbst wenn sie von Vertretern der Fachwissenschaft vertreten werden, die uns Nichtberuflichen doch eigentlich immer voran sein müßten. Wir haben ein Recht darauf, von der Fachwissenschaft richtig und sicher geführt zu werden, nachdem sie uns lange genug irregeführt hat.

Meißen Artur Neuberg

*) Hier mußte Teudts vielbesprochene Entdeckung in Osterholz (Lippe), wenn sie auch noch problematisch ist, doch erwähnt werden.

**) Auch im Einzelnen kann das Werk wertvollste archäologische Aufschlüsse bringen. Ein Beispiel: Als ich mich einst in Italien altchristlicher Sepulkralsymbolik widmete; kam ich nicht über das bekannte Christusmonogramm hinweg, besonders wenn ich das Rho desselben von links geschrieben, in Spiegelschrift fand. An die Anfangsbuchstaben von Christus habe ich dabei nie recht glauben können, ebensowenig wie an das gelehrtenhafte Ichthys. Jetzt scheint sich mir zu ergeben, nach Wirthschen Feststellungen, daß eine Verbindung der 3. und 7. Rune vorliegt.

Sören Kierkegaard und Christoph Schrempf

Sören Kierkegaard. Eine Biographie von Christoph Schrempf. Jena, Eugen Diederichs 1927 und 1928. Zwei Bände, 380 und 344 S. Geb. 20 M.

Christoph Schrempf hat sich über viereinhalb Jahrzehnte mit Kierkegaard intensiv beschäftigt und viele Werke von ihm übersetzt; er wurde von ihm nicht nur angeregt, sondern dieser geistige Heros wurde sein Schick-

sal, gerade auch in der persönlichen Stellung zur bestehenden Kirche. Nun hat er unter dem Titel einer „Biographie" ein monumentales Werk über ihn geschrieben. Daß er hierzu in besonderem Sinne berufen war, wird ihm von vornherein Niemand abstreiten dürfen; denn man kann ihn den besten Kenner Kierkegaards in Deutschland nennen. Aber diese „Biographie" ist zu einer laufenden Auseinandersetzung mit ihm geworden, einer „Auseinandersetzung" in des Wortes eigentlichster Bedeutung, ein Zeugnis dafür, wieweit diese beiden Geister „auseinander" geraten sind. Das mußte so kommen. Hören wir ihn selbst, wie er sich über sein Verhältnis zu Kierkegaard, wie es sich nach und nach gestaltete, im Vorwort ausspricht:

Es verbindet mich mit ihm eine antipathetische Sympathie und eine sympathetische Antipathie, die beinahe so stark ist, wie die antipathetische Sympathie und sympathetische Antipathie, die mich an mich selbst bindet. So ist er denn auch in dem Grade mein alter ego geworden, daß ich nicht mehr sicher unterscheiden kann, was ich ursprünglich von mir aus war und was ich durch ihn geworden bin. ... So zieht mich die Auseinandersetzung mit mir selbst immer wieder in eine Auseinandersetzung mit ihm hinein; so wird die Auseinandersetzung mit ihm immer wieder eine Auseinandersetzung mit mir selbst. Dadurch glaube ich doch nur eine auch für ihn notwendige Auseinandersetzung mit sich selbst zu vollziehen, die ihm durch den Tod abgeschnitten wurde. Nach dem Bruch mit allem offiziellen Christentum stand er doch vor der Frage: Was nun? Die hätte ihn unvermeidlich in die Auseinandersetzung mit sich selbst über *sein* Christentum und *das* Christentum hineingetrieben. —

So hat denn dieses Buch eine ganz besondere Note in der großen, immer mehr anschwellenden Kierkegaardliteratur und wird ohne Zweifel auf großen Widerspruch stoßen. Der Verfasser hat das Bedürfnis, sich „durch eine allgemeine, radikale Auseinandersetzung mit ihm zugleich von ihm zu befreien und sich mit ihm zu verständigen". Er denkt sich dabei, daß der Leser die Hauptschriften schon gelesen hatte, ja er setzt sogar voraus, „daß der Leser sich schon selbst durch Kierkegaard zu einer Auseinandersetzung mit ihm herausgefordert fühlt", und sagt: ich biete ihm *meine* Auseinandersetzung mit Kierkegaard als Hilfsmittel an für *seine* Auseinandersetzung mit Kierkegaard.

Über dieses „Hilfsmittel" erstaunen und erschrecken wir zunächst: es ist nicht nur eine Auseinandersetzung mit und Kritik über ihn; es ist mehr als dies: es ist eine *Korrektur* seines „Helden". So sagt er selbst: „ich ziehe aus Kierkegaards besten (wirklich guten) Gedanken die Konsequenz, die er selbst nicht ziehen zu dürfen glaubte. Oder ich verhelfe Kierkegaard zu seinem Recht gegen Kierkegaard." —

Wenn wir dieses kühne Buch richtig und möglichst unbefangen würdigen wollen, wird es das Beste sein, zuerst einen *Gesamteindruck* davon zu geben, sodann durch *charakteristische Proben* in es auszuführen, um endlich in einer Schlußbetrachtung den *Hauptmotiven* dieser kritischen Biographie nachzugehen und soweit möglich, *Recht und Unrecht* dieser radikalen Auseinandersetzung mit Kierkegaard gegeneinander abzugrenzen.

1. Gesamteindruck

Was zuerst den Gesamteindruck dieses Werkes betrifft, so kann er nach dem Gesagten kein anderer sein als der einer unerbittlichen und schonungslosen Analyse. Das weiß Schrempf selbst und sagt am Schlusse des Vorworts:

Wenn es dem Leser je und je nicht bloß eine Mühe, sondern auch eine Pein wird, es zu lesen, so möge er sich dessen erinnern, daß es für den Verfasser zu einer weit größeren Mühe und wohl auch zu einer weit empfindlicheren Pein wurde, es zu schreiben. Und daß auch das der Eigenart unseres Helden entspricht. Denn Kierkegaard hat es durchaus nicht darauf angelegt, daß man sich mit ihm zum Vergnügen beschäftige.

Ein so folgerichtiger Denker wie Schrempf übt eine umfassende und tiefschürfende Kritik, die, soweit es überhaupt einem Menschen möglich ist, auch Herzen und Nieren prüft. Ja, er prüft ihn nicht nur dialektisch auf die logische Konsequenz seiner Gedanken, sondern auch auf die Folgerichtigkeit seiner inneren Stellung zu den letzten Fragen, die Reinheit seines Strebens, das Ethos der Persönlichkeit; er stößt, wenn er viel verschlungene Pfade seiner Entwicklung verfolgt und in das bunte Spiel der Absichten und Rücksichten, der Motive und Quietive hineinleuchtet, von denen er sich als Schriftsteller bestimmen ließ, bis zu den letzten erreichbaren Gründen vor, die in das Gefüge des Charakters hinunterreichen: kurz, er macht mit dem Gedanken des „subjektiven, existenziellen Denkens" bittern und bittersten Ernst gerade gegenüber dem, dessen Großtat die Entdeckung und Betonung dieser Forderung war, er machte an ihm die Probe auf das Exempel.

Kein Wunder, daß der Ertrag dieser Analyse ein ganz anderes Bild von Kierkegaard, dem Denker und Menschen, zu Tage fördert, als es in der ganzen übrigen, so umfassenden Literatur gezeichnet ist. Die Kierkegaardfreunde und -Verehrer, deren Zahl gerade gegenwärtig besonders unter den Theologen beständig steigt, werden darüber erschrecken, und an großem, heftigem Widerspruch wird es diesem kühnen Buche nicht fehlen. Daß fürs Erste der Glanz des Nimbus, der Kierkegaards Name als eines Wahrheitszeugen und Märtyrers des echten Christentums umgibt, abgedämpft wird, wenn das Menschliche und Allzumenschliche so deutlich ans Tageslicht tritt: das läßt sich verstehen, zurechtlegen und im gewissem Maße gutheißen. Denn die Gefahr der Apotheose des großen, einsamen Mannes ist tatsächlich vorhanden. Daß fürs Zweite die imponierende Autoritätsstellung, die er dadurch erworben hat, daß er alles „vom Innersten des Christentums aus" sah und beurteilte, durch diese unnachsichtliche Kritik nicht wenig erschüttert wird: auch dies kann und soll uns nicht befremden. Denn wir sollen Niemand „Meister" nennen auf Erden (Matth. 23, 10). Aber wenn nun diese Auseinandersetzung mit Kierkegaard, die einem Ringkampf zweier Geister miteinander gleicht, auch endlich dazu führt, daß die Integrität seines Wesens, die Geschlossenheit seiner Persönlichkeit, die Klarheit seines Zeugnisses dadurch nicht bloß berührt, sondern *in Frage* gestellt wird, dann steht nicht nur vor dem Kierkegaard-Freunde, sondern auch dem -Forscher ein großes Fragezeichen.

Es ist nicht leicht zu formulieren; aber man möchte zunächst die allgemeine Frage aufwerfen: Wird der scharfe Kritiker diesem Persönlichkeitsproblem *gerecht*, das so große Ausmaße hat, so unerhörte Spannungen in sich hegt und so unerschöpfte Tiefen in sich birgt? Solches „Gerechtwerden" ist ja schon darum eine fast unlösbare Aufgabe, weil kein Mensch je ganz eindringen kann in das Geheimnis der Individualität des Andern: nicht Freunde noch Feinde, nicht Bewunderer noch Kritiker. Aber dessen ist sich der Verfasser selbst bewußt, wenn er im Vorwort u. a. sagt, daß er „darauf verzichten mußte, die Rätsel seines Innenlebens zu enträtseln". „Meine Fähigkeit, mich in meinen Helden einzufühlen, hat ihre für mich unüberschreitbare Grenze, die zu bestimmen ich doch dem Leser überlassen will." — So bleibt jenes Bedenken eine offene Frage, zu deren Beantwortung im Folgenden einige charakteristische Proben aus dem Buche helfen mögen.

2. Probestücke

Es ist von vornherein klar, daß die Stellung des Biographen und Kritikers (das ist in diesem Fall einer und derselbe) zu seinem Helden sich wesentlich darnach differenziert, ob er es mit dem *Schriftsteller als solchen* und besonders dem Verfasser der pseudonymen Schriften, oder aber mit dem *Erbauungsschriftsteller* und Prediger zu tun hat, oder ob er ihn in der stillen Rechenschaft mit sich selber und seinem Gotte belauscht, wie sie

die Tagebücher darbieten. Wiederum ist es schließlich eine Frage für sich, wie er sein Handeln und Wandeln, seine persönliche Haltung und Lebensführung in dieser oder jener wichtigen Situation beleuchtet und beurteilt.

Im ersten Fall kann er, wenn er diesem Genie von Dialektik und Reflexion, das Kierkegaard ist, auf Schritt und Tritt folgt — und zwar mit einer mindestens ebenbürtigen Kunst der Dialektik — seinem Scharfsinn freien Lauf lassen; und wenn er dabei die Risse und Sprünge aufdeckt, die in dem Gedankengefüge Kierkegaards sich finden, so ist das ganz in der Ordnung. Man kann sich nur darüber wundern, mit welchem Fleiß er allem nachgegangen ist, und mit welchem Scharfblick er soviele Unstimmigkeiten entdeckt hat.

Im zweiten Falle, wenn er sich mit den erbaulichen Schriften beschäftigt, wird selbstverständlich die kritische Sonde nicht in dieser Weise in Anwendung gebracht. Denn „Erbauliche Reden sollen zur Erbauung gelesen werden, nicht mit der Absicht der Kritik", sagt er S. 137. Aber er fährt doch fort: „Wer sie aber zur Erbauung liest, erfährt dabei doch, ob er sich mit ihrer Hilfe erbauen kann; und das darf er dann doch auch sagen." Und nun wird mit aller Deutlichkeit gesagt, was ihm daran nicht erbaulich ist.

Wenn nun schon hier die teils auf die Form und Methode, teils auf den Inhalt der erbaulichen Schriften sich beziehende Kritik ahnen läßt, wie weit die beiden Geister in den grundwichtigsten Fragen auseinander geraten werden, obwohl sie beide religiöse Naturen sind, denen die Klarheit und Reinheit ihres Gottesverhältnisses gleich teuer ist — so sollte man doch meinen, daß bei der dritten Aufgabe, zu den intimen Tagebuchaufzeichnungen Stellung zu nehmen, die Kritik völlige Zurückhaltung üben, wo nicht gar verstummen werde. Wundern wir uns nicht, daß gerade das Gegenteil der Fall ist! Die Kühnheit und Offenheit, mit der Schrempf auch in diese stillen Selbstbekenntnisse und in diese Zwiesprache der Seele mit ihrem Gott hineinleuchtet, mag uns manchmal befremden, ja erschüttern, aber sie liegt so sehr in der Konsequenz der umfassenden und gründlichen Auseinandersetzung seines Denkers mit seinem Gegenüber, daß das anfängliche Befremden dem Eindruck weicht: der Verfasser konnte nicht anders; er durfte auch nicht vor diesen Soliloquien Halt machen, wenn er die Persönlichkeit und ihre innere Geschichte zeichnen wollte, wie er sie sah.

Und darum ist es endlich nicht verwunderlich, wenn er bei der vierten Aufgabe, sein Leben in den entscheidenden Momenten zu schildern und zu würdigen, mit seinen kritischen Urteilen nicht zurückhält, die vielfach ganz anders lauten, als die der Kierkegaard-Freunde und -Verehrer.

1. Es ist unumgänglich, mit einigen Proben die Stellungnahme des Kritikers nach diesen vier Richtungen zu kennzeichnen. Wir greifen in bezug auf die erste die Besprechung des „Begriffs der Angst" von Vigilius Haufniensis heraus — gewiß eine der am tiefsten schürfenden pseudonymen Schriften.

Daß er bezüglich des Stils, der Terminologie, der überaus virtuos geübten Sprache der Spekulation mancherlei Anstand erhebt, ist mehr als begreiflich. Wem von den Lesern Kierkegaards ists nicht schon so gegangen, daß er in der „Geographie des Systems" von Begriffen, mit denen er arbeitet, sich verirrte?

Vigilius Haufniensis liebt die Personifikation der Wissenschaften und die Verdinglichung ihrer Produkte, dieser sogenannten Begriffe. Da kann er z. B. schreiben: „Die Sünde gehört nur insofern der Ethik an, als die Ethik an dem Begriff der Sünde strandet, mit Hilfe der Reue." Also soll ich mir die Ethik als ein Schiff vorstellen, den Begriff der Sünde als eine Sandbank, die Reue etwa als den Sturm, der dem Schiff hilft, auf der Sandbank aufzulaufen. Die Vorgänge in mir, an die mich die Worte „Reue" „Sünde" „Ethik" erinnern, zu dieser Geschichte zusammenzubringen, das übersteigt die Kraft meines Verstandes oder meiner Phantasie.

Doch diese Ausstellung berührte nur die Form. Was hat der Kritiker am Inhalt auszusetzen, an der Argumentation selbst? Der Raum verbietet es, der dramatischen Auseinandersetzung in extenso zu folgen. Darum nur ein kurzer Passus:

Das Verhältnis von Angst, Freiheit und Schuld wird von Vigilius folgendermaßen bestimmt: „Die Angst ist der Schwindel der Freiheit. ... In diesem Schwindel sinkt die Freiheit hin. ... Im selben Augenblick ist alles verändert, und indem sich die Freiheit wieder erhebt, sieht sie, daß sie schuld ist. Zwischen diesen beiden Augenblicken liegt der Sprung. ... Wer in Angst schuldig wird, wird so zweideutig schuldig wie möglich." Ich meine: wenn Jemand dahingesunken ist, kann er nicht, ehe er sich wieder aufgerichtet hat, einen Sprung machen. Aber freilich, dieses Kunststück, im Augenblick des Dahinsinkens den Sprung zu machen, das vollbringt auch nicht Jemand, sondern die Freiheit. Und sie muß es machen, um sich, wenn sie sich wieder aufrichtet, schuldig sehen zu können. Der Mensch allerdings, der in Angst schuldig wird, wird so zweideutig schuldig wie möglich, also nur „zweideutig schuldig". Ich meine, ein vorsichtiger Priester wird ihn doch erst dann schuldig sprechen, wenn er ihn eindeutig schuldig erkannt hat. Also sprechen wir ihn frei und die Freiheit schuldig. ...

Man erkennt schon aus dieser Probe, wie diese kritische Analyse des großen Dialektikers ihrerseits wieder ein schweres Exerzitium in der Dialektik bedeutet; was es doppelt schwierig macht, das ist die Notwendigkeit, Schritt für Schritt immer zu unterscheiden und auseinanderzulösen, was nur logische Einwendungen sind, und was aus Gründen der andersartigen religiösen oder philosophischen Einstellung beanstandet wird.

2. Einfacher und durchsichtiger gestaltet sich das Problem dieser Kritik an Kierkegaard bei seinen erbaulichen Schriften. Hier kommt nicht sowohl die Dialektik zum Wort, als die Religion selber. Und daraus folgt, daß es zunächst nur die große Differenz der religiösen Grundstellung sein kann, was die kritischen Ausstellungen bedingen und bestimmen mußte. Wie groß diese Differenz ist, hat Schrempf im Vorwort selbst hervorgehoben, wenn er dort offen sagt, daß er mit dem „Gehorsam des Glaubens" (d. h. mit dem Imperativ: Du sollst glauben!) schon gebrochen hatte, als er unter den Einfluß Kierkegaards kam, daß Kierkegaard aber durch diesen immer gebunden geblieben sei und deswegen seine „besten Gedanken": den „des subjektiven, existenziellen Denkers", des „Einzelnen", der „Gleichzeitigkeit" nicht bis zu Ende durchgedacht habe. Darum will er ja aus Kierkegaards besten Gedanken die Konsequenz ziehen, die er selbst nicht ziehen zu dürfen glaubte! Wenn das im Grunde das Leitmotiv des ganzen Buches ist, so würde es sich gerade gegenüber den direkten Zeugnissen des „Christen" Kierkegaard auswirken.

Aber es wäre verkehrt, daraus den Schluß zu ziehen, daß die an den erbaulichen Reden geübte Kritik, als von einem Kierkegaard selbst fremden, oder ihm fremd gewordenen Standpunkt ausgehend, als inadäquat abgelehnt werden dürfte. Im Gegenteil, es sind sehr beherzigenswerte Gedanken darin enthalten, welche auch innerhalb des Christlichen ein Heimatrecht beanspruchen dürfen: So z. B., wenn er darauf hinweist, daß bei diesen Reden, die auf der guten Voraussetzung ruhen, daß Gott den Menschen erzieht, und daß Gott als Erzieher des Menschen die Initiative hat und stets behält", doch „der Nachdruck für ihn (Kierkegaard) trotzdem viel stärker auf das fällt, was der Mensch zu tun hat":

Und obwohl er selbstverständlich der Meinung ist, daß Gott den Menschen zu einer gewissen Gesinnung erziehen will, in der der Mensch sich im einzelnen frei bewegen darf und kann, behandelt er doch das, was als Frucht der Erziehung natürlich ist, als eine Leistung, die der Mensch unter den größten Schwierigkeiten mit der größten Anstrengung sich abringen muß. ...

Auch macht Kierkegaard dem Menschen zur Aufgabe, was nur Gott vollbringen kann. Daß der Mensch seine Seele erwerbe, ist so unmöglich, wie daß er seinen Leib erwerbe. Was der Mensch nur durch ein Geschenk von oben bekommt, kann er doch nicht erwerben.

Das sind unstreitig Gedanken, die am Evangelium orientiert sind. Freilich liegen dicht daneben auch wieder andere, die fragwürdig sind und beweisen, wie in den zar-

ten Fragen der Verantwortung des Menschen für seine Seele, oder genauer in der Frage der Spannung zwischen Verantwortungsgefühl und Glaubensmut Wahrheit und Irrtum kaum durch eine Messerschneide voneinander geschieden sind. Er schreibt:

Kierkegaard mutet in diesen Reden dem Menschen eine Verantwortung zu, die der Mensch gerade im Ernst nicht übernehmen kann. Daß der Mensch mit aller Sorge auch alle Verantwortung auf Gott werfen dürfe, ja müsse, ist ein Paradox, dessen tiefe, wesentliche Wahrheit Kierkegaard noch nicht aufgegangen ist.

Das illustriert er daran, daß er ein Wort von ihm unter die Lupe nimmt, das gewiß zu den schönsten gehört, die Kierkegaard je geprägt hat:

An die Stelle dieses Paradoxes setzt er ein anderes, das das Auge für das wirkliche Verhältnis des Menschen zu Gott doch eher blendet, als schärft. „Der richtig Betende kämpft im Gebet und siegt dadurch, daß Gott siegt"*). Nein: das Kind kämpft im Gebet mit dem Vater überhaupt nicht, und siegt also auch nicht dadurch, daß der Vater siegt, und kämpfen kann das Kind mit dem Vater nur dann, wenn es in dem Feind, mit dem es kämpfen zu müssen glaubt, den Vater nicht erkennt. Nun erkennt der richtig Betende in Gott doch den Vater; dann kämpft er aber auch nicht mit Gott. Läßt Kierkegaard den „richtig" Betenden mit Gott kämpfen, so verrät sich darin nur wieder, daß er an die Gesinnung gegen Gott, die er bei dem richtig Betenden voraussetzen muß, in Wirklichkeit nicht glaubt.

Wer hat hier recht? oder mehr recht? Hier schimmert deutlich die Verschiedenheit der religiösen Grundstellung durch. Aber der Unterschied ist der: Kierkegaard redet und schreibt aus dem Druck und der Tiefe der Spannungen heraus, Schrempf aus der Region der Entspannung, zu der er sich — über Kierkegaard hinaus — durchgearbeitet hat. Aber für das „wirkliche Verhältnis" des Menschen und Beters zu Gott — und Mensch sein heißt Kämpfer sein — hat doch Kierkegaard das Auge nicht „geblendet", sondern geschärft. Auch dem „richtig Betenden" kann (im Augenblick) der Vater verborgen sein.

3. Was nun aber die Auseinandersetzung mit Kierkegaard betrifft, so wie er sich in seinen Tagebüchern ausspricht, so ist gerade diese das ernsteste Kapitel des Buches.

Wir greifen nur ein Beispiel heraus, das darum besonders bezeichnet ist, weil es dem „Rapport an sich selbst" entnommen ist, den er vom Jahre 1840 an in seinem Tagebuch niederlegt und mit dem er sich dessen vergewissern will, daß er auf dem rechten Wege ist. Den größten Anstoß zu dieser Selbstbesinnung hatte die Verfolgung durch den Korsaren und ihre peinlichen Folgen für seine Ehre und gesellschaftliche Integrität gegeben. Da klagt er u. a.:

Gegen mich haben ... alle möglichen Angriffe ein selten freies Spiel. ... Man sagt, was einem beliebt; und wird das durch Tatsachen widerlegt, so sagt man: Ja, das beweist nichts; er ist ja so listig und verschlagen und klug. Man behauptet, daß ich dies und das aus Eitelkeit tue. Tatsachen widerlegen das. So sagt man: Ja, er ist so klug, so klug nämlich, das Gegenteil zu tun; aber eitel ist er doch. Eine wunderliche Art, zu argumentieren! Wenn ich das Gegenteil von dem tue, was die Eitelkeit gebietet, so muß ich ja entweder dumm sein, oder kann ich, wenn ich klug bin, nicht eitel sein. Nun wird zugestanden, daß ich klug bin; ergo bin ich nicht eitel. Aber sieh, man kommt zu dem entgegengesetzten Resultat. Die Menschen können wohl eben nicht begreifen, daß ein Kluger nicht nach Ehre und Macht begehre. Das nimmt man für ausgemacht an (das Gute ist ja die Dummheit); und so schließt man: er muß eitel sein, selbst wenn man das nicht beweisen kann; denn er ist ja so klug, so klug, das Gegenteil von dem zu tun, was die Eitelkeit gebietet. Durch die Voraussetzung aber, von der man ausgeht, verrät man sich selbst. ... Wie manches Menschen Leben wird aber verspielt in diesem unglücklichen Schwatzen über Andere!

Dazu, zu dieser Antwort auf diese Anschuldigungen, bemerkt Schrempf:

An der Aufrichtigkeit dieser Expektoration ist nicht zu zweifeln; aber dadurch eben ist sie ein klassisches Beispiel dafür, wie blind der scharfsinnigste, wie naiv der reflektierteste Mann sein kann. Wer hatte denn dem Publikum die Meinung suggeriert, daß Kierkegaard jede Art von Verstellung zuzutrauen sei? Letztlich doch Kierkegaard selbst, der Schriftsteller mit den vielen Namen, der in der Maske des Quidam der „Leidensgeschichte" sein Talent zur Vorstellung nicht bloß bekannt, sondern auch in der fürchterlichen Weise benutzt hatte, der zuletzt in der Maske des Johannes Klimakus statt des lächerlichen direkten „Dozierens" die indirekte Methode der Mitteilung, nämlich die Methode der Verstellung, als die einzig richtige angepriesen hatte. — Wer hatte Kierkegaard in den Verdacht der Eitelkeit gebracht? Doch vor allem er selbst, der sich in seinen verschiedenen Masken mit einer verblüffenden Deutlichkeit die schönsten Komplimente gemacht hatte. ...

Sodann meint Kierkegaard, er hätte leicht Macht und Ansehen in der dänischen Literatur haben können, wenn er nur gewollt hätte. Mag sein: Kierkegaard hätte vielleicht eine glänzende Rolle spielen können, wenn er sich einer Praktik hätte bedienen wollen, die er an Anderen tief verachtete; dann hätte er sich eine Anerkennung verschaffen können, deren Nichtigkeit er tief durchschaute. Er hätte mit dem Korsaren nicht brechen dürfen, dessen Treiben er für gemeingefährlich hielt. ... Er hätte das Gegenteil von dem tun müssen, was er Andern predigte. So stand es mit dem, daß er leicht „Ansehen und Macht hätte haben können, wenn er nur gewollt" hätte. Dann ist es aber doch mehr als sonderbar, daß er das auch nur sich selbst sagt. ... Eine Rolle in der Welt zu spielen, ist für Kierkegaard in praxi noch nicht das Nichts, das es für ihn in der Theorie ist. Und es ist ihm, dem unendlich reflektierten Menschen, auch noch nicht zum Bewußtsein gekommen, daß er nicht freiwillig auf etwas verzichten kann, auf was er nach seinem eigenen Gewissen verzichten muß. Er steht eben noch nicht unter dem inneren Zwang, der die freie Macht ausschließt. ...

Diese Kritik der Selbstrechenschaft des — damals 33jährigen — Kierkegaard ist freilich eine Prüfung, die auf Herz und Nieren geht: aber kann man ihr eigentlich widersprechen? Die Unerbittlichkeit, die in dem angeführten Zusammenhang sich einen noch stärkeren Ausdruck gegeben hat, mag einem Kierkegaardfreunde auf die Nerven gehen, aber der Grundgedanke wird sich nicht leicht umstoßen lassen, daß Kierkegaards Selbstprüfung ihn noch nicht zur vollen Klarheit über sich selbst hat durchdringen lassen.

4. Daher ist es endlich nicht verwunderlich, daß auch sein persönliches Verhalten in den entscheidenden Momenten seines Lebens einer scharfen Beurteilung unterworfen wird. Wir fassen nur die eine große Krisis im Leben Kierkegaards, die Verlobung und Entlobung ins Auge. Schrempf faßt sein Urteil in die Sätze zusammen:

Ob Kierkegaard Regine Olsen „liebte", muß dahingestellt bleiben. Versicherungen beweisen nichts; wie er selbst in der Folge oft genug einschärft. Also beweisen auch seine Versicherungen nichts, selbst wenn er sie (woran nicht zu zweifeln ist) guten Glaubens abgab. Ohne den Herzenskündiger spielen zu wollen, erlaube ich mir die Vermutung, daß er sie allerdings „geliebt" hat: erotisch und christlich, aus Leidenschaft und aus Pflicht; daß er sie aber einfach, kindlich liebgehabt hätte, grundlos und zwecklos: nun das hat Kierkegaard wohl selbst nie behauptet, denn von so etwas hat er nichts gewußt. Deshalb sah er wohl ihren Übermut und ihre Hingabe, und sah darin das Unästhetische und Un- (vielmehr Nicht-) christliche; sah aber nicht, daß sie ihn lieb hatte; und sie meinte wohl, er müsse sie doch auch liebhaben, wie sie ihn lieb hatte. Das war das Mißverständnis in dieser unglücklichen Liebesgeschichte.

Und dieses Mißverhältnis zu lösen vermochte auch Kierkegaards „Christentum" nicht. Er entdeckte wohl einen göttlichen Protest gegen seine Verbindung mit Regine (mit dem es insofern seine Richtigkeit hatte, als zu einer wirklichen Liebesverbindung weder die Liebesleidenschaft genügt, noch der Gehorsam gegen die Liebespflicht, noch beides miteinander), entdeckte aber nicht, daß Gott durch Reginens Verhalten gegen sein Verhalten Protest einlege; und glaubte auch nicht, daß Gott, dem kein Ding unmöglich sei und der, als die Liebe, die Menschen doch wohl nicht zusammenführte, um sie zu entzweien, das Verhältnis zwischen ihm und Regine ins Reine bringen könne. Deshalb sah er sich genötigt, in seiner Weise Vorsehung zu spielen, zu der er aus dem Neuen Testament, das er Regine schenkte, die Anweisung gewiß nicht geholt hatte. Betete er dann täglich einmal, zweimal, hundertmal für Regine, so bedeutete das doch wohl nur, daß Gott seinem Versuch, Vorsehung zu spielen, zu dem von ihm gewünschten Erfolg helfen solle. Er bemerkte zu auch nicht, wie beleidigend das für einen Gott war, von ihm Tag für Tag daran erinnert zu werden, daß er Regine ja nicht vergesse.

Doch sehen wir von dieser frommen Gedankenlosigkeit ab: war Kierkegaard in seinem Verhalten durch den Gedanken bestimmt, „die Ordre" laute weiter? In den gleichzeitigen Zeugnissen (also insbesonders in den Briefen an Regine) ist von dem Gedanken an eine Mission, die ihm die Verbindung mit Regine verwehre, keine Spur zu entdecken. ...

*) Vom Referenten unterstrichen.

Hier dürfte es nun schwer, ja unmöglich sein, dem apodiktischem Urteil des Kritikers vorbehaltlos zuzustimmen. Als Vorbehalte dürften gelten:

1. die Feststellung, daß Kierkegaard seine Regine so herzlich und innig und wahr geliebt hat, als er überhaupt konnte mit seiner schon geknickten Seele, seinem belasteten Selbst. „Harmlos" konnte seine Liebe nicht sein, „einfach, kindlich, grundlos und zwecklos" — denn Kind ist er nie gewesen.

2. Die Feststellung, daß er den „göttlichen Protest", der der Verlobung so bald auf dem Fuße folgte, so unmißverständlich und zwingend vernahm, daß keine Erwägung dagegen aufkam. Und dieser Protest gründete sich nicht etwa, wie Schrempf in Parenthese sagt, darauf, daß nur Liebesleidenschaft vorhanden war oder Pflichtliebe, die zu einer wirklichen Liebesverbindung nicht genügen — sondern er war hauptsächlich vorhanden in einem wirklichen Hemmnis, das unüberwindlich war, jenem unbekannten X, das er seinen „Pfahl im Fleisch" nannte und dem man nicht nachspüren kann, weil er es in seinem Innersten verborgen hat. Daher empfand er seine Verlobung kurz nach ihrer Schließung als große Schuld. Wohl kam ihm selbst, zwischen hinein, auch der Gedanke: „Meine Sünde ist, daß ich nicht Glauben hatte, Glauben daran, daß für Gott alles möglich ist"; „aber", so fügt er gleich hinzu: „wo ist die Grenze zwischen dem und Gott-versuchen?"

3. Warum endlich soll er darum nicht gesehen haben: „daß sie ihn lieb hatte?"

Darum wird zusammenfassend zu sagen sein: So wenig man vom Standpunkt des gesunden Denkens oder auch des christlichen Glaubens aus das nachherige tolle Verfahren der geliebten Regine gegenüber, dieses „Vorsehung-spielen", die „zwei Monate des Betrugs" (nämlich, daß er sich ihr verekeln wollte) „entschuldigen" oder rechtfertigen kann, so wenig wird es angehen, Kierkegaard, der in diesen Tagen „nahe daran war, seinen Verstand zu verlieren", wegen der Vor- und Entlobung selbst mit besonderer Schuld zu belasten — so gewiß freilich die Gestalt der ihrer Liebe und sich selbst treubleibenden Regine sich wie ein Lichtbild abhebt gegen die düsteren Schatten, die auf Kierkegaards problematischer Natur liegen und liegen bleiben.

3. Die Beurteilung

Wenn wir auf Grund dieser mitgeteilten Proben noch einmal die Frage aufnehmen, ob der scharfe Kritiker dem Persönlichkeitsproblem Kierkegaard gerecht geworden sei oder nicht, so ist eine Antwort darauf durch sie nicht leichter geworden. Im Gegenteil: sie scheint sich zu der andern zuspitzen zu wollen, ob nicht diese schonungslose Analyse der Schriften, der Selbstbekenntnisse der Tagebücher und endlich der Persönlichkeit Kierkegaards selbst die Grenzen überschreite?

Zur gerechten Würdigung des Werkes wird es erstlich nötig sein, auf seinen besonderen Charakter hinzuweisen: es ist selbst ein Lebens- und ein Bekenntnisbuch. Das Vorwort gibt darüber unzweideutig Auskunft. Es will nicht sein eine Einführung in Kierkegaards Geisteswelt, sondern eine Auseinandersetzung mit ihm und ist nur geschrieben für die Wenigen — oder doch Vielen? — denen die Problematik des großen Mannes bei aller Ehrerbietung und Dankbarkeit für ihn zur ernsten Frage geworden ist. Man hat doch nicht etwa zu befürchten, daß die umfassende und rücksichtslose Kritik, die hier an ihm geübt wird, seiner tatsächlichen Größe, der unerschöpflichen Fülle seines Lebenswerks, dem unerhört weiten Aktionsradius seines Genies Abtrag tue, weil Göttliches und Menschliches und Allzumenschliches, Lichtes und Trübes in seiner Persönlichkeit so eng verklammert sind. Wer das Buch gelesen, aber nicht nur gelesen, sondern studiert hat — und das wird, wie Schrempf selbst im Vorwort sagt: „je und je nicht bloß eine Mühe, sondern auch eine Pein" sein — der wird nicht etwa die Folgerung ziehen: Los von ihm! Sondern im Gegenteil: er wird nur seinen Kierkegaard mit neuen geschärften Augen lesen, mit neuem Blick für die unerhörten Spannungen, die in seinem Wesen lagen, und darüber staunen, daß er trotz dieser hemmenden Koeffizienten ein solches Lebenswerk vollbringen konnte. Man möchte sagen, nur ein Schrempf konnte, durfte und mußte ein solches Buch über ihn schreiben, er, sein alter ego, ohne vermessen zu sein. Aber für Anfänger im Studium Kierkegaards ist es nicht geschrieben.

Sodann aber ist es erforderlich, den Grundmotiven nachzugehen, von denen diese Analyse Kierkegaards getragen ist. Dem aufmerksamen Beobachter wird nicht entgangen sein, daß die Ausgangs- und daher auch Angriffspunkte der Kritik ganz verschiedenartige sind, besonders aber zwei, gewissermaßen entgegengesetzte Tendenzen verraten. Bald wird Kierkegaards Gottesverhältnis selbst als ein noch irgendwie gebundenes, unfreies und ungeklärtes kritisiert von einem Standort aus, der über den „Glaubensimperativ" hinausgeschritten ist (vgl. Vorwort). Bald vertritt die Kritik umgekehrt gerade den christlichen Standpunkt selbst, den des Neuen Testaments, ja des Evangeliums, oft in recht entschiedener Weise, so z. B. wenn er ihm vorhält, daß er den christlichen Vorsehungsglauben nicht konsequent festhalte oder dem Liebesgebot nicht treu bleibe. Es ist bedeutsam, daß er sowohl diesen wie jenen Maßstab anlegt, je nachdem der Fall liegt. Sollte ein Widerspruch darin zu finden sein? Nein, denn in dem Kritiker selbst ist eine coincidentia oppositorum vorhanden. In dem freien Denker steckt immer auch ein christlicher Kern, ein gesundes Erbe von dem Geiste der Schwabenväter, der seine Jugend umweht hatte.

Wenn wir aber notwendigerweise diese zweierlei Maßstäbe seiner Kritik sorgfältig unterscheiden, so kann in Bezug auf den ersten nicht davon die Rede sein, daß wir in Kürze den Wert der beiden so grundverschiedenen Formationen des Kierkegaardschen und des Schrempfschen Gottesglaubens gegeneinander abgrenzen und so das Recht oder Unrecht der daraus fließenden Kritik abwägen würden. Wir können nur feststellen, daß in der Tat der Dialekt, in dem Kierkegaard, und der, in dem Schrempf mit seinem Gott spricht, weit voneinander verschieden sind. Was aber die Ausstellungen und Vorhalte betrifft, die unter dem christlichen Gesichtspunkt oder am Maßstab des Evangeliums gemessen gegen Kierkegaard erhoben werden, so können wir nicht umhin, in weitem Umfang ihnen eine Berechtigung zuzuerkennen. Es darf unbedingt in dieser Beziehung noch auf einen Punkt hingewiesen werden, der gerade bei der Verlobungs- und Entlobungsgeschichte in der Kritik Schrempfs hervortritt, und bei dem man nicht leugnen kann, daß er das christliche Motiv vertritt, wenn es auch eine harte Rede ist, die er führt.

Er fragt: „Wie stand es mit seinem Christentum?" (nämlich nach der Entlobung) und antwortet:

> Gar nicht schlecht, wenn man die erbaulichen Betrachtungen, die er in sein Tagebuch einträgt, als vollgültige Zeugnisse für seine fromme Gesinnung nimmt. ... Sehr schlecht aber, wenn wir seine ungeistliche Rede für das sichere Symptom halten.

Dann bringt er einige Proben aus den Briefen an Boesen. Aus dem ersten zitiert er die Stelle:

> Mich zu verheiraten, habe ich nicht die Zeit. Hier in Berlin ist indessen eine Sängerin. ... Sie spielt Elvira und hat eine frappante Ähnlichkeit mit einem jungen Mädchen; so täuschend, daß es mich ordentlich affizierte, sie gerade als Elvira zu sehen. Wenn mein wilder Sinn über mich kommt, so bin ich fast versucht, mich ihr zu nähern, und just nicht mit den reellsten Absichten. An einer Sängerin ist im allgemeinen nicht viel verloren; und sie gleicht ihr. Das könnte eine kleine Zerstreuung werden, wenn ich des Spekulierens müde bin oder dessen müde, an dies und das zu denken. Sie wohnt in meiner Nähe. Na, es bleibt wohl dabei. Du kennst mich so gut, daß du weißt, was derartiges zu bedeuten hat, wenn ich es sage; mehr hat es nicht zu bedeuten, wenn ich es schreibe. ...

Schrempf bemerkt dazu:

Nehmen wir dieses Gerede nicht schwerer als es verdient, so bezeugt es doch, daß Kierkegaard auch außerhalb seiner bösen Stunde nicht gerade in der Zucht des Geistes stand.

Diesem Urteil, das nicht ironisch, sondern ernst gemeint ist, kann wohl nicht widersprochen werden. Aber da Kierkegaard um jene Zeit ganz verzweifelt, jedenfalls völlig aus dem Gleichgewicht geraten ist, denkt der Kritiker billig genug, diese und andere Äußerungen einer verwirrten Seele nicht auf die Goldwage zu legen:

Vielleicht ist er von einem solchen Schwindel erfaßt, daß er tatsächlich nicht weiß, was er denkt und will. Das ist vielleicht das wahrscheinlichste Vielleicht, das hier möglich ist.

Aber Etwas sei noch hervorgehoben: es tritt bei der bis ins Einzelste gehenden Besprechung dieser kritischen Episode in Kierkegaards Leben das uneinheitliche, komplizierte Charaktergefüge des Mannes ja besonders deutlich, beinahe kraß hervor. Dieser durch und durch reflektierte Mensch hat alle Gaben, alle Energien, alle Intelligenz und alle Phantasie, und dazu noch alle edlen Impulse, ein existenzieller Denker zu werden, mit samt der Leidenschaft des Opfers für das Ideal und für den Dienst an der Menschheit — aber eines hat er nicht oder noch nicht, was das Köstlichste wäre: die Einfalt, die „tiefste Weisheit" und „höchste Kraft" ist. Worauf das letztlich zurückzuführen ist, das wird kein Mensch, kein Biograph und kein Kritiker ergründen, geschweige werten und beurteilen können — auch die Kategorien: Schuld oder Schicksal? sind unzulänglich — aber zum Verständnis dieser Biographie und Analyse Kierkegaards ist gerade dieses problematische Moment von ausschlaggebender Wichtigkeit. Ist es ein Wunder, wenn ein Biograph und Kritiker, der ihn „auf Schritt und Tritt verfolgt", ein Kritiker, der ihn viereinhalb Jahrzehnte lang durchforscht hat und dazu in dieser Beziehung eine andere Struktur des Charakters hat, soviel Peinliches und Schmerzliches erzählen muß?

Wir kommen daher noch einmal auf die obige Frage zurück: ob wohl diese Biographie der Persönlichkeit Kierkegaards gerecht geworden sei oder nicht? und können sie nur so beantworten: So wie Schrempf ihn kannte, konnte er gar nicht anders schreiben, und so ist er in seiner Weise, unter dem Gesichtspunkt seiner tiefsten Überzeugung und des Wahrheitssinnes, dem er zu folgen hatte, Kierkegaard gerecht geworden. — Vielleicht aber bleibt dann doch die andere Fragestellung noch offen: ob der Verfasser nicht etwa die dem Menschen, der kein Herzenskündiger ist, gebotene Grenze überschritten habe? Zu einem solchen Urteil wäre man versucht zu kommen, wenn man dieses Kierkegaardbuch mit andern, ja mit fast allen andern vergleicht. Denn es steht so gut wie in einem diametralen Gegensatz zu ihnen. Ihn gilt es in kurzen Zügen zu skizzieren, und dabei schreiten wir von allgemeinen Eindrücken zu den besonderen Motiven und Direktiven vor:

Ganz im allgemeinen ist zu sagen, daß die Kierkegaard-Forscher und -Biographen meistenteils ausgehen von der Größe des Gesamtwerkes, von dem Lebenswerk als Ganzem, von dem aus die einzelnen Züge ihr Verständnis, die Rätsel ihre Lösung, die Problematik ihre Zurechtlegung und Ausgleichung empfangen.

Schrempf hat einen ganz andern Ausgangspunkt und geht einen anderen Weg. Er nimmt — an diesem Punkte beginnt erst seine Biographie — den 22jährigen stud. phil. et theol. Sören Aabye Kierkegaard, der im Sommer 1835 sich „in einer mehr oder weniger unbehaglichen Stimmung" befand, weil ihm die Idee fehlte „für die er leben und sterben will", sozusagen an der Hand und wandert mit ihm die Straße weiter und frägt ihn „Schritt für Schritt" aus, gibt ihm dann immer Antworten und sagt ihm mitunter gehörig die Wahrheit. So begleitet er ihn durchs Leben, immer „auf Du und Du" sich mit ihm stellend.

Ist nicht schon von hier aus klar, daß dort und hier ein verschiedenes Bild von Kierkegaard entstehen wird und muß? Dort mehr ein idealisiertes, hier mehr ein ganz realistisches. Das wird uns aber noch deutlicher, wenn wir auf den Unterschied in Bezug auf die Behandlung der Lebensprobleme im Einzelnen achten. Es ist ja klar, daß jeder Kierkegaardforscher die furchtbaren Spannungen, die tiefen Schatten, die Entgleisungen, die Exzentrizitäten in dieser Persönlichkeit und ihrem Leben sehen und mit ihnen ringen muß. Aber die Mehrzahl von ihnen kommen damit nicht allzu schwer zurecht. Die Erziehung zu seinem großen Beruf, die Zubereitung zu seiner großen Sendung ist das gegebene Schema, durch welches auch die schwersten Rätsel sich auflösen und in das Gesamtbild einordnen lassen. Denn das Pauluswort: „Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum besten dienen", ja sogar die Ekkehartsche Formel vom „Segen der Sünde": finden sie nicht in dem Leben dieses auserwählten Rüstzeuges ihre Bestätigung? Jawohl, das läßt sich gar nicht leugnen*).

Schrempf seinerseits verzichtete auf dieses Schema und diese Umrahmung, wodurch vom Ganzen und von der göttlichen Mission her ein verklärender oder doch versöhnender Schimmer auf die dunklen Punkte und Strecken des Lebenswegs fällt — obwohl er ganz gewiß auch vorsehungsgläubig ist. Er malte seinen Helden wie er leibt und lebt, strebt und irrt und lernt; er zeichnet ihn, wie er unter den Spannungen steht, wie Göttliches und Menschliches durcheinander spielt, ganz wahr und ganz unerbittlich. Das tut er bewußt.

Wenn wirs im Bild und Gleichnis sagen sollen, so ist der Unterschied der: In der großen Kierkegaardliteratur wird das Gewebe dieses Lebens gezeigt mit dem schönen Teppichmuster auf der Vorderseite, bei Schrempf sieht man die Rückseite, wo die Fäden kreuz und quer durcheinander laufen. Gewiß ist dies die undankbarere Aufgabe!

Aber ist sie umsonst? oder ist sie gar abzulehnen? Nein, ganz und gar nicht. Mag im Einzelnen die Frage offen bleiben, ob der Wahrheitsernst manchmal zu unbarmherzig, das Messer der Kritik zu scharf gehandhabt worden sei, mag im Ganzen auch die andere Frage offen bleiben, ob die so anders gebaute Glaubensstellung des Kritikers ihm nicht je und je verwehrt hat, ihm religiös ganz gerecht zu werden — darüber wird der zweite Band genaueren Aufschluß bringen — gewiß ist, daß dieses rücksichtslos wahrhaftige Buch die Kierkegaardforschung zum mindesten vertieft hat und in einer Beziehung wegweisend für sie ist: es ist ein Ruf zur Nüchternheit in einer Gegenwart, in der die Wogen der Begeisterung für ihn so hoch gehen und die Huldigung, die ihm gezollt wird, das Auge dafür blenden kann, ihn so zu sehen, wie er wirklich war. Seine wirkliche Bedeutung und seine wahre Größe wird dadurch aber nicht kleiner, daß diese Schilderung Kierkegaards uns gemahnt an das Wort des Dichters:

Je schwerer sich ein Erdensohn befreit,
Je mächt'ger rührt uns seine Menschlichkeit.

Eßlingen**) Johannes Herzog

*) Vgl. z. B. Geismar, Sören Kierkegaard, 19[illegible], Teil 1 „Die Erziehung zum Beruf", worin diese göttliche Pädagogik aufs kräftigste durchgeführt wird.

**) Der zweite Band des Werks bedürfte eines besonderen Aufsatzes. Hervorgehoben sei daraus für jetzt nur die außerordentlich gewissenhafte Prüfung und Würdigung des großen, in den Flugschriften „Der Augenblick" erfolgten Entscheidungskampfes Kierkegaards mit der bestehenden Kirche, worin er auch dieser gerecht wird, insbesondere dem bedeutenden „Gegenspieler" Kierkegaards, dem Bischof Mynster, dem eine aus den Quellen geschöpfte, unbefangene Charakteristik widerfährt. [illegible] den „Angriff auf die [illegible]" [illegible] gaards [illegible] schwerer [illegible] als im ersten. J. H.

Friedrich Rittelmeyers Ruf zu Christus

Der Ruf der Gegenwart nach Christus. Stuttgart, Verlag der Christengemeinschaft 1928. 91 S. Ln. 3 M.

Rittelmeyer pflegt zu sagen: „Aus Gedanken, die man nicht annehmen kann, kann man doch oft manches entnehmen, was zum Gewinn werden kann."

Daß es sich lohnen muß, ihm selber so gegenüber zu stehen, wird allen denen gewiß sein, die ihn von früher her kennen. Wer so wie er zum Seelsorger berufen ist, und wer so sehr in die Tiefe strebt und sich zugleich bemüht, so weit um sich zu blicken, könnte wohl auch solchen noch etwas zu geben haben, die den Weg in die „Christengemeinschaft" nicht mit ihm gehen können. Mit solcher Bereitschaft sollte man auch sein neuestes Buch, „Der Ruf der Gegenwart nach Christus", kennen lernen. Er selbst beginnt es mit den Worten:

Dies Buch möchte mit dem modernen Menschen Christus suchen. Es begibt sich nicht mit ihm in die Arena der theoretischen Besprechung. Es führt ihn nicht die dürren Pfade der Dialektik. Es versucht, ihn auf die Höhe zu führen, wo über den Nöten und Strebungen der Gegenwart die Christuswirklichkeit aufstrahlt, die nur erlebt werden kann wie die Sonne. ...

Nicht aus Nachdenken, sondern aus tausendfältiger Versenkung ist dies Buch geboren. Hat der Verfasser einen Wunsch an den Leser frei, so bittet er, nicht als Literatur gelesen zu werden, sondern gehört zu werden als ein Mensch, der seine Mitmenschen zur Mitarbeit ruft.

Dies Buch ist der deutlichste Ausdruck dafür, welche besondere Aufgabe Rittelmeyer zu erfüllen strebt, soweit diese uns alle ohne Ausnahme angeht. (Ein anderer Teil seiner Aufgabe ist vielleicht nur bestimmten Wesensarten zu erfassen möglich.) Es ist einer seiner Hauptgedanken, und den möchte er Andere lehren, daß es eine Pflicht gibt, Zeitgenosse zu sein:

Gilt es, den Raum zu lieben, in dem man geboren ist, so gilt es, auch die Zeit zu lieben, in die man gesandt ist. ... Daß man das Volk lieben soll, in dem man geboren ist, das wird heute vom Christentum kräftig verkündet, allzu kräftig. Aber nicht nur die Seele des Raums, in dem wir leben, auch die Seele der Zeit, in die wir gestellt sind, gilt es lieb zu gewinnen. Es ist schlimm, wenn einer nichts ist als Zeitgenosse. Aber nicht Zeitgenosse sein, das ist auch eine Form der Widerspenstigkeit gegen den göttlichen Willen. Und die Christen haben diese Widerspenstigkeit eifrig geübt. Sie lebten in der Vergangenheit, vielleicht der Ereignisse von Golgatha. Sie lebten in der Zukunft, in der „Hoffnung" auf das, was kommen soll. Sie lebten in der Überzeit und blickten entsagend oder verächtlich auf ihre Mitwelt. Heute wollen sie „gleichzeitig mit der Reformation" werden. Aber sie verweigern ihrer eigenen Zeit die Liebe. Und darum können sie sie auch nicht erlösen. Sie haben kein Heimatgefühl in ihr, und darum fragen sie: Was brauche ich in dieser Zeit? und fragen nicht: Was braucht diese Zeit selber? Diese Frage aber ist es, ohne die wir nicht zu einem größeren Christentum kommen.

Rittelmeyer sieht die ganze Furchtbarkeit der Gegenwart, es entgeht ihm nichts von ihrer Dämonie. Aber doch liebt er nicht etwa, wie Viele es tun, die Ansätze zu Etwas, das der Gegenwart in ihren Hauptströmungen entgegen wäre, sondern die beherrschenden Erscheinungen selber, die er hinter der Verzerrung noch erkennt. Das muß zunächst befremden. Was könnte er in dem Egoismus, dem Machtstreben, der Genußsucht der Zeit lieben? Wie kann ein Mensch so stehen, der das Reich Gottes sucht?

Er gibt die Antwort, indem er die ganze Welt wie den ganzen Menschen und die ganze Zeit als erfüllt von göttlichen Absichten sieht. Wie Christus ihm Mittelpunkt, Sinn und Ziel der Welt ist, so sieht er konsequent und radikal Alles, was ist, als eine Vorbereitung und einen Hinweis auf Christus und die Verwirklichung seiner Herrschaft an. „Hinter Allem sah Er den Vater" hat Rittelmeyer einmal in einer Passionspredigt gesagt. So tut auch er selbst. Alles, bis hinunter zur Sportleidenschaft des modernen Menschen, in der er die Freude an der Willensschulung sieht, — Alles, was auch in seinen Augen sehr wohl von Gott fortführen kann: Alles kann ebenso gut zu Gott hinführen, sobald man es tief und wesentlich genug erlebt.

Diese Auffassung ist ganz gewiß anfechtbar, und von der dialektischen Theologie zum Beispiel muß sie aufs schroffste abgelehnt werden. Aber was unmöglich und von Niemand zu leugnen ist, das ist, daß diese Betrachtungsweise und diese Liebe zur Zeit aus nichts anderem herauswächst als aus einer mächtigen Christusliebe, die nur die Konsequenz zieht aus den Worten: „Von Ihm, durch Ihn und zu Ihm sind alle Dinge."

Den Menschen der Gegenwart will er Christus zeigen, weil sie ihn unbewußt suchen; nur ist dies Suchen oft verdeckt, verzerrt und entstellt bis zur Grimasse. Darum versucht Rittelmeyer den Menschen ihre eigene Sehnsucht zu zeigen, und als ihre Erfüllung Christus:

Nicht gilt es, das Christentum an den Geist der Zeit zu verraten, wie wir es auf allen Seiten sehen. Sondern es gilt, das Christentum aus dem Geist der Zeit neu zu erobern. Nur wenn wir unbeirrt durch alle verzerrten Erscheinungen hindurch auf den Christus schauen, dem alles nur dient, nehmen wir teil an der Christus-Offenbarung, die der geheime Sinn dieser unserer Zeit ist und ihre echte Erfüllung. Christus als die wahre Wirklichkeit, als das höhere Ich, als der gottmächtige Wille: Er enthüllt sich uns hinter den tausend Gesichtern der Zeit. ... Man sah nicht, daß Zeit und Ewigkeit nicht zwei Welten gegeneinander sind, daß die Ewigkeit selbst durch die Zeiten wandert und an den Zeiten schafft. Es ist ein Rest von falschem Orientalismus, diese Zweiweltenstimmung. Man sieht nicht, daß Christus in die Erdenwelt eingegangen ist. Man denkt ihn noch irgendwie außerhalb, d. h.: vorchristlich.

Die Hauptzüge des Jahrhunderts: Ich-Entfaltung — Wirklichkeitssinn — Wille zur Herrschaft über Dinge und Kräfte — gewinnen eine seltsam neue Bedeutung, wenn man sie tiefer anschaut. Vorbereitung sind sie, — vielmehr: können sie sein:

Selbst aller Egoismus ist Vorbereitung, um einmal das Ich in seiner göttlichen Herrlichkeit zu schauen. ... Alle Freude an der Übung des Willens ist ein neues Organ für den Christus. ... An der irdischen Wirklichkeit ist der Mensch aufgewacht, ist er geschult worden. Nun will sich ihm die überirdische Wirklichkeit zu erkennen geben. ... Die innerste Seele der Zeit gerät in tiefstes Erstaunen, wenn sie so den Christus schaut. So geht er los auf alle Mächte des Widerstreits, auf die Krankheit, auf die Sünde, auf die Heuchelei, auf die Halbheit ... als der Herr der Himmelskräfte auf Erden, der eingedrungen ist in die von Todesmächten gebundene Menschheit, um sie frei und stark zu machen, daß sie auch Mitkämpfer wird im Kampf des Himmels um die Erde.

Christus schafft den Menschen, denn der Mensch ist noch nicht da. Hier ist der zweite Punkt, an welchem auch gegenüber diesem Buch die Angriffe gegen Rittelmeyer einsetzen werden: es ist seine Verkündigung von der Heiligung. Es ist schwer, an das zu glauben, was er nicht müde wird zu sagen: daß aus uns Etwas werden soll, neu bis ins leibliche Leben hinein, eine wahrhaftige Neuschöpfung Gottes hier auf Erden. Im tiefsten Herzen werden die Meisten von uns es nicht glauben können, weil die Erfahrung von der bleibenden Unvollkommenheit und der Gefangenschaft in unserem Wesen uns umklammert und so riesengroß unser Leben beherrscht. Aber es läßt sich wiederum nicht leugnen, daß diese Verkündigung aus Rittelmeyers Stellung zu Christus kommt. Er verläßt damit niemals den Boden des Evangeliums. Uns sind viele Stellen, auf die er sich beruft, vielleicht fremd, erschreckend und unfaßlich — aber Rittelmeyer nimmt sie wörtlich ernst; er tut nichts Anderes, als an die kühnsten Worte des Johannes-Evangeliums glauben, oder an Worte wie dies: „Ihr sollt heilig sein, denn Ich bin heilig."

Was immer unsere Stellung von Rittelmeyers Stellung unterscheiden mag, — hier steht er auf dem Boden des Urchristentums. So wie er es verkündet, so war es wirklich einmal in den Christengemeinden nach Pfingsten. Und weshalb sollte es nicht wieder so sein? Rittelmeyer ist fern von Menschenvergötterung, wenn er an die Wandlung der Menschen glaubt. Nicht den Menschen überschätzt er, sondern die Kraft und Herrlichkeit der Gabe Gottes preist er mit unerhörtem Vertrauen aus seiner mächtigen Christusliebe heraus.

In früheren Zeiten haben die Menschen hin und wieder von Christus etwas gespürt. Es hat sie hoch beglückt. Die Zeit, der wir entgegen gehen, zeigt ein ganz anderes Gesicht. In viel stärkerer Kraft und Klarheit will Christus den Menschen ... nahe sein, so daß die früheren Zeiten dagegen verblassen.

Nichts Anderes haben wir dazu zu tun, als uns für das unfaßbar große Geschenk zu bereiten. Warum soll diese Vorbereitung „unchristliche Selbsterlösung" sein? Ist Gottes Gabe nicht wert, daß wir unsere Seele so still machen, daß wir sie empfangen können?

*

Prinzipiell ablehnen wird Rittelmeyer der, der eine andere Christusauffassung hat, vielmehr der, dem Jesus nicht auch der Christus des Johannes-Evangeliums ist. Von den anderen Gegnern unterscheidet er sich wohl vor allem durch die Konsequenz, in der er mit den größten Worten des Neuen Testamentes Ernst macht. Wenn wir ihm dabei nicht ehrlich folgen können, weil wir es nicht wagen oder vielleicht nicht einmal wünschen können, so wird die Gewalt und Kraft seiner Christusliebe dennoch eine tiefe Bedeutung für uns haben, indem sie ein Aufruf wird, eine Mahnung, nicht mit zu Kleinem zufrieden zu sein, — oder noch mehr als das: ein Feuer, von dem ein Funke uns selbst entzünden könnte. Immer ist die Nähe feuriger Seelen eine Begnadung.

Über Allem, was Rittelmeyer sagt, steht das eine gleiche, nie erschöpfte Leitwort: „Wir sahen Seine Herrlichkeit." Erschüttert wie die ersten Jünger von dieser selbsterlebten Herrlichkeit des Lebendigen, weiß Rittelmeyer nichts Anderes mehr, als diesem Christus zu dienen, da, wo es am gefährdetsten ist. Dienen kann man ihm nur, indem man den Geschöpfen Gottes dient, der Kreatur und dem Menschen. Die Menschen heute aber brauchen notwendig eine andere Form der Verkündigung, als die früherer Tage. Es ist die Pflicht eines Apostels, seine Botschaft so zu bringen, daß er verstanden werden muß. Aber Rittelmeyer traut Gott auch zu, daß er nicht nur neue Formen will, sondern daß er auch weitere und neue Offenbarungen gibt, weil die Zeiten sie verlangen. Was zwänge uns, die Offenbarung Gottes als abgeschlossen zu sehen zu irgendeiner Zeit? Wie Blumhardt, der unermüdlich als Gegenpol Rittelmeyers genannt wird und dennoch in Vielem mit ihm übereinstimmt, findet auch Rittelmeyer es selbstverständlich, daß Gott, weil Er das Leben ist, weiterschreitet. Wollen die Menschen ihm Grenzen setzen, vielleicht festsetzen, wieweit das Ahnen seines Wesens und Willens „Glauben" bleiben oder Schauen und Wissen werden soll? „Christus wird die Sonne eines neuen Tages sein, der mitten in unserem Tag anbricht."

Dieser Glaube an die nahe bevorstehende Christus-Offenbarung ist vielleicht ein Irrtum. Sollte ein Irrtum — wenn es einer wäre — aus solcher Liebe heraus nicht christlicher und frömmer sein als ein vorsichtiges Denken in Lauheit? Woran will man messen, was christlich ist und was nicht? Sollte man es nicht an der Liebe zu Christus tun? Indem man fragt, wie lebens- und todbereit sie ist?

Wie es bei Rittelmeyer nicht anders sein kann, weist auch dies Buch auf den neuen Kultus, die Menschenweihehandlung, hin und auf das Abendmahl als ihr Zentrum. Vielen Menschen wird dies die Erfüllung ihrer Sehnsucht bedeuten, viele werden fern bleiben müssen, kraft ihrer Eigenart, die sie diesen Weg nicht gehen läßt. Aber auch ihnen gibt Rittelmeyer einen bedeutsamen Gedanken: Was wir vielleicht selbst für uns nicht brauchen, das kann doch die Zeit brauchen, die Mehrzahl der Menschen in Gegenwart und Zukunft. Viel weiter möchte er den Horizont spannen, innerhalb dessen wir leben, und uns unvergeßlich einprägen, daß Christus es mit der ganzen Welt zu tun hat.

Die mächtige Menschheitswahrheit, die zur Sonne alles Daseins werden könnte, soll nicht als kleine Lampe verglühen.

Das wahre Christentum schaut ohne Abweichen auf das große Werk, das es mit Christus zu unternehmen begonnen hat, die Eroberung der Welt für den Himmel selbst. Ein größeres Wagnis aber gibt es nicht.

Die Liebe des Christus, „die alle Begriffe übersteigt", gehört der ganzen Welt, und wer Ihm dienen will, muß die Welt so sehen. Vielmehr: er wird sie so sehen. Rittelmeyer vermeidet es, Vorschriften zu geben oder von Moral zu sprechen; er schildert nur ein neues Leben, wie auch die Evangelien es tun. Seine Weise der Menschenbehandlung ist ganz und gar auf das Positive gestellt. Er ist gewiß, daß das Anschauen des Vollkommenen der Seele mehr hilft, als der Blick in ihre eigene Sünde. Es ist eine weit sicherere Scheidung von der Sünde, die so bewirkt wird, indem man die Christusliebe in immer neuem Anschauen erlebt. Aus der tiefen Erkenntnis der Sündenherrschaft im ganzen Umkreis der Welt sucht er nach der stärksten Kraft zu ihrer Überwindung und findet nur die Herrlichkeit des Christus, die seine Liebesglut den Menschen zeigen will, so wie es seinerzeit die Apostel taten: „damit Christus in Euch Gestalt gewinne."

Rittelmeyer weiß, wie unermeßlich wichtig für die Entwicklung einer Seele der Gedankeninhalt ist, den man ihr gibt, daß er ebenso eine an uns schaffende Kraft bedeutet, wie die Kette unserer Willenshandlungen. Er kann darum gar nicht angelegentlich genug suchen, Christus in der Seele leuchten zu lassen, deren Heiland Er werden soll. Er fordert damit die Ergänzung zu dem großen, schönen, aber auch gefährlichen Ideal der Gegenwart, der „sozialen Arbeit", indem er die stille Arbeit an der eigenen Seele lehrt, weil sie immerdar der Wurzelgrund bleibt, aus dem alles Tun erst seine Bedeutung empfängt.

In dem ersten Kapitel seines neuen Buches, das er „Der germanische Geist und Christus" überschrieben hat, betont er, wie gerade die Deutschen niemals ihr volles Eigenwesen finden können anders, als indem ihnen alles das in einer höheren Synthese zurückgewonnen wird, was der Ausdruck ihres tiefsten Wesens war und doch bisher einander zum großen Teil ausschloß: Mythologie — Mystik — Reformation. In dem Christentum der Zukunft sieht er sie vereint, weil der neu erkannte Christus auch hier die Erfüllung alles unerfüllten Verlangens der Seele und des Denkens ist.

So wird Christus, wo Er in Menschen lebendig wirkt, auch die wahre Erfüllung der Ideale bringen, die Rittelmeyer als Menschheitsideale der Gegenwart sieht. (Das dritte Kapitel handelt hiervon, wie das zweite vom „Zeitgeist und Christus".) Es sind: der Mensch von Geist — der Mensch von Welt — der Mensch von Macht. Aber:

Die Menschheit versucht heute, auf neue Weise das Wort Mensch auszusprechen. Innerlich ringt sie um den wahren Menschen. Dies ist der tiefste Sinn alles Geschehens.

Den Gott-gewollten Menschen, in rechter Weise stark im Geist und im Willen, der Welt aufgetan und sie andächtig erkennend und für Gott in ihr handelnd: ihn kann allein Christus schaffen. Ihm dabei zu helfen, darf eine Aufgabe seiner Jünger sein, — weil sie wahrhaftig „etwas von Seiner Herrlichkeit gesehen" haben und darum an eine neue Schöpfung glauben können.

*

Viele Einwände kann man gegen die „Christengemeinschaft" und gegen Rittelmeyer machen. Es ist nicht anders möglich, als daß seine Weltanschauung, die mit auf ganz neuen Voraussetzungen ruht, und seine wohl erarbeitete, fest fundierte, aber von andern Voraussetzungen aus angreifbare Theologie ihn in immerwährenden Kampf führen müssen. Er ist nicht nur „Zeitprediger und religiöser Mensch", sondern ein bewußter Kämpfer in der Auseinandersetzung der Geister. So will er verstanden sein.

Nur einen Vorwurf dürfte man niemals machen, wenn man nur ein wenig gerecht sein möchte: „aufdringlich" ist Rittelmeyer nie. Wie kommt man nur auf diesen Begriff? Ist es einem Menschen, dessen Seele im Tiefsten ergriffen ist und glaubt, einen unerhörten Schatz gefunden zu haben, vor seinem Gewissen überhaupt erlaubt, davon zu schweigen? Jeder beseligende Glaube muß notwendig, seinem innersten Wesen nach, Mission treiben. Nur der Laue kann davon schweigen. Der Begeisterte aber geht, wie Paulus, in die Hauptstädte der Welt und ruft seine Botschaft in die gottentwendeten Massen, ob Jemand sie fassen möchte. Und es ist eine schöne Tapferkeit, wenn die Christengemeinschaft es ebenso macht und im Westen von Berlin im Jahre 1929 Christus verkündigt als das Heil der Welt.

Charlottenburg Julie Schlosser

Beiträge zum Verständnis der Evangelien

Die moderne Theologie, wie sie sich in den Jahrzehnten vor dem Weltkrieg entwickelt hat, war entstanden als der Versuch, den Gegensatz zu überwinden, der immer deutlicher, aber auch immer unerträglicher die dogmatisch gebundene kirchliche Überlieferung und das wissenschaftlich orientierte Zeitdenken trennte. Gelang das nicht, so schien die Zeit nicht mehr fern zu sein, in der das Christentum als Kulturfaktor überhaupt ausschied. War es aber möglich, die religiöse Überlieferung mit den Methoden historisch-kritischen Denkens so zu sichten, daß sich z. B. das Bild Jesu von der kirchlichen Goldauftragung loslösen und auf sicheren geschichtlichen Grund stellen ließ, so hoffte man damit auch etwas gefunden zu haben, was wieder unmittelbar zum Gemüt des heutigen Menschen sprechen konnte und einem solchen kritisch gereinigten Christentum die Zukunft sicherte. Und so ging man mit froher Begeisterung an die Aufgabe, die unter diesen Umständen eigentlich die zentrale theologische Aufgabe war, nach den Berichten der Synoptiker, die geschichtlich treuer erschienen als der seinen Meister dichterisch verklärende Johannes, das Bild der Persönlichkeit und des Lebens Jesu herauszuarbeiten.

Aber je länger desto mehr offenbarten sich die Schwierigkeiten der Aufgabe. Denn wir kamen tatsächlich diesem menschlich und geschichtlich verstandenen Jesus nicht näher, sondern mußten nun gerade erst die Entfernung spüren, die ihn als Kind seiner Zeit, seines Volkes, seiner Kultur von uns Gegenwartsmenschen trennte. Da meinte man z. B. zu sehen, daß die religiöse und moralische Haltung Jesu ganz seinem eschatologischen Bewußtsein entsprungen sei, seiner Erwartung eines nahen Weltbundes, in der er sich offensichtlich getäuscht habe. Was aber blieb von ihm, wenn man nun das in Abzug brachte? Immer weniger, so schien es, für unser heutiges Leben Anwendbares. Mit welcher Überzeugungskraft war noch ein Naumann daran gegangen, das soziale Leben der Gegenwart nach den Ideen der Bergpredigt zu gestalten! Er endete mit dem Bekenntnis, daß er die christlichen Impulse nur noch etwa für das persönliche Leben, aber gar nicht mehr für das soziale, politische, wirtschaftliche verwerten zu können glaubte.

Aber auch die geschichtlichen Quellen, aus denen man anfangs so zuversichtlich schöpfte, wurden immer problematischer. Man konnte sich nicht mehr der Einsicht verschließen, daß auch die synoptischen Evangelien nicht Geschichtschreibung in unserem Sinne sind, sondern Zeugnisse des Glaubens der Urgemeinde. Der wirkliche historische Jesus entzog sich also doch wieder dem Zugriffe. Welche Perspektiven ergaben sich vollends, wenn Drews in irgendeinem Umfang recht behielt, für den das Evangelium nur ein auf den Boden irdisch geschichtlichen Werdens projizierter Astralmythos war?

Über diesen Punkt, der schon in der Vorkriegszeit erreicht war, ist die Theologie bisher im Grunde nicht hinausgekommen. Sie hat höchstens den Versuch gemacht, hinter diesen Punkt zurückzugehen und einen früheren Glaubensstandpunkt mit einer gewissen Gewaltsamkeit wieder in Anspruch zu nehmen. Eine wirkliche Überwindung jenes toten Punktes, den Anfang eines neuen Evangelienverständnisses finden wir nun in dem, was Lic. Emil Bock, eine der führenden Persönlichkeiten der Christengemeinschaft, in seinen „Beiträgen zum Verständnis des Evangeliums"*) darbietet. Der Verfasser gibt selbst als grundlegende Literatur, auf der er in der Art der Betrachtung und in vielem Einzelnen fuße, die diesbezüglichen Schriften und Vortragsreihen Rudolf Steiners an, verfehlt auch nicht, im Text ausdrücklich darauf hinzuweisen, wo er Ergebnisse der Geistesforschung Rudolf Steiners verwendet. Im Übrigen sind die Evangelienbetrachtungen Bocks die durchaus selbständige Arbeit ihres Verfassers, der der Steinerschen Anthroposophie vor allem die Methode seines Forschens verdankt, den Schlüssel, den er anwendet, um die Schatzkammern des Evangeliums zu erschließen. Die Ergebnisse aber, die Bock in einer Eigenart und einer Fülle ausbreitet, die jeden Leser und gerade auch den Theologen nur aufs höchste überraschen kann, nötigen uns zu sagen: wenn Bock mit seiner Art, die Dinge zu sehen, recht hat, dann werden die Evangelien bisher für uns eine verschüttete Welt, deren Grundzüge sich damit erst für uns wieder zu enthüllen beginnen.

*) „Beiträge zum Verständnis des Evangeliums" von Lic. Emil Bock, als Manuskript gedruckt, zu beziehen durch die Geschäftsstellen der Christengemeinschaft, Stuttgart, Urachstraße 41. Bisher erschienen 1 Probe- und 13 Monatslieferungen zu je 1 M. Geplant sind 25 Lieferungen.

Es ist eigentlich unmöglich, im Rahmen einer kurzen Besprechung einen Eindruck zu geben von dem, was die Eigenart der Bockschen Betrachtungen ausmacht. Es wird am ehesten möglich sein, wenn wir ausgehen von der bekannten, schon von Origenes gemachten Unterscheidung eines dreifachen Schriftsinnes. Der erste ist der nächste Wortsinn, der die logische Gedankenfolge, das äußerlich Tatsächliche oder Geschichtliche umfaßt. Er galt uns bisher als der eigentliche Schriftsinn, den festzustellen die wissenschaftliche Aufgabe des Exegeten ist. Der so gefundene Inhalt konnte dann in freier Weise erbaulich verwendet werden, was vor allem Aufgabe des Predigers war. Man kann das den erbaulichen, den moralischen oder etwa den psychischen Schriftsinn nennen. Daneben hat man aber etwa noch einen dritten, spirituellen Schriftsinn zu finden gemeint, der die geistigen Hintergründe der Schrift enthielt. Das klassische Beispiel dafür liefert der Apostel Paulus Gal. 4, wo er von den zwei Söhnen Abrahams spricht, aber nicht nur die geschichtliche Tatsache hinstellt oder eine erbauliche, moralische Anwendung davon macht, sondern meint: diese Worte bedeuten etwas, und nun Hagar den Berg Sinai, den alten Bund des Gesetzes, das irdische Jerusalem bedeuten läßt; „aber das Jerusalem, das droben ist, das ist die freie, die ist unser aller Mutter".

Dieser dritte spirituelle Schriftsinn stand bei uns trotz Paulus nicht hoch im Kurs; man sah darin eine künstliche Schriftauslegung, die wenig überzeugend wirke. Wir müssen uns aber darüber klar sein, daß, was auch unser heutiger Geschmack zunächst dabei empfindet, die Bibel vieles enthält, dem man überhaupt nicht beikommt, wenn man nicht einen solchen spirituellen Sinn darin zu finden vermag. Um nur Einiges herauszugreifen: man wird doch der biblischen Urgeschichte nicht gerecht, wenn man in ihr nur das Erzeugnis einer sehr kindlichen dichtenden Phantasie sieht; diesen Bildern von den sieben Schöpfungstagen, vom Paradiesgarten, vom Baum der Erkenntnis und vom Baum des Lebens u. a. ist doch ohne Weiteres abzuspüren, daß sie einen sehr tiefen Sinn in sich bergen. Ist es zufällig oder sinnvoll, wenn auf den ersten Blättern der Bibel der menschheitliche Anfangszustand bezeichnet wird mit dem Bilde des Gartens und auf ihren letzten Blättern der Endzustand mit dem Bilde der Stadt? Soll es nur eine äußere — und dann natürlich sehr wenig glaubhafte — geschichtliche Notiz sein, wenn das Alte Testament erzählt vom babylonischen Turmbau und der ihm folgenden Sprachverwirrung, und im Neuen Testament wie ein Gegenbild dazu erscheint die Geschichte von dem pfingstlichen Sprachenwunder? Ist es nicht eine wunderbare Dramatik des Aufbaus, viel zu tiefsinnig, um zufällig zu sein, wenn in der Urzeit die Menschen entlassen werden zu ihrer Wanderung durch die dunkle Erde mit der tröstlichen Verheißung, daß, sobald erst der Mensch erscheine, der der Schlange den Kopf zertreten werde, wenn dann in der Mitte der Zeiten das Kommen des Menschensohnes, des Menschen beschrieben wird, und das Ganze ausläuft in die sehnsuchtsvolle Erwartung seiner Wiederkunft? Es genügen ja eigentlich einige wenige solcher Gegenüberstellungen, um uns wenigstens erahnen zu lassen, daß unsere der heutigen Denkrichtung entsprechende Beschränkung auf den nächsten sprachlichen und geschichtlichen Schriftsinn der Eigenart der biblischen Schriften nicht gerecht zu werden vermag.

Dieser Eindruck verstärkt sich, wenn wir etwa auf die Rolle hinblicken, die die Zahlen in der Bibel spielen. Ob da die Rede ist von den sieben Schöpfungstagen, von den vier Paradiesströmen, von den zwölf Stämmen Israels und den zwölf Jüngern Jesu, von den 40 Tagen und Nächten, die Moses auf dem Berge, Elias auf dem Weg zum Horeb, Christus in der Wüste weilte — wir könnten noch lange fortfahren — man fühlt sogleich, daß damit etwas ganz Anderes gemeint sein muß als eine äußere zahlenmäßige Konstatierung. Es liegt aber auch keine willkürliche Zahlensymbolik darin; denn wir brauchen nur zu denken an die vier Himmelsrichtungen, die vier Tages- und Jahreszeiten, an die sieben Wochentage, die sieben Planeten, aber auch die sieben Farben des Regenbogens, die sieben Stufen der Tonleiter, an die zwölf Tierkreiszeichen, die zwölf Tagesstunden, die zwölf Monate usw., dann fühlen wir, daß sich Weltengesetze, geistige Gesetze in den verschiedenen Zahlen ausdrücken, auf die die Alten sehr aufmerksam gewesen sind, auf die als auf Bedeutsames zu achten wir nur vollständig verlernt haben. Von hier aus wird es von vornherein z. B. auch wahrscheinlich, daß die Speisung der vier und fünf Tausend, wobei dort von sieben Broten und wenig Fischen sieben Körbe und hier von fünf Broten und zwei Fischen zwölf Körbe übrig blieben, mit ihren Zahlenangaben etwas ganz Anderes meint, als äußere Tatsächlichkeiten.

Es ist das Neue und Besondere der Bockschen Evangelienbetrachtungen, daß sie überall diesem spirituellen Schriftsinn nachspüren und zeigen, in welchem Maß gerade dies den evangelischen Erzählungen zu Grunde liegt. Nun erst versteht man ganz, daß die Evangelien nicht geschichtliche Berichte in unserm Sinne sind, sondern

Zeugnisse des Glaubens der Urgemeinde, der eben sehr viel mehr, als wir bisher ahnten, eine solche spirituelle Betrachtung der Dinge war. Um wenigstens durch ein herausgegriffenes Beispiel einen Eindruck davon zu geben, was Bock hinter den evangelischen Berichten findet, sei nur kurz erwähnt, was es ihm bedeutet, wenn Christus seine Jünger vom Meer ans Land, von da ins Haus, vom Haus auf den Berg führt. Auf dem Meere, so sagt er, wirkte damals noch mehr als heute eine gewisse elementarische Geistigkeit der Natur in die Menschenseele hinein. In dem ruhigen sinnenden Weilen auf dem Wasser war die Seele der geistigen Welt näher als auf dem Lande, so daß das Meer erlebt wurde als lebendiges Bild der Geisteswelt gegenüber dem festen Land als dem Abbild der irdisch sinnlichen Welt. Christus ruft die Jünger vom Meer ans Land, das heißt, sie müssen, um seine Jünger zu werden, den geistigen Besitz, den sie schon haben oder zu haben meinen, drangeben und sozusagen von vorne anfangen. Sie müssen erst ganz zu sich selbst kommen, ihres Wesens, ihres Schicksals bewußt werden. Das ist bildhaft ausgedrückt darin, daß er sie vom Lande ins Haus führt. Von der persönlichen Enge müssen sie dann aber wieder hinaus in die kosmische Weite, hinauf zur geistigen Höhe — er führt sie vom Haus ans Ufer, auf den Berg.

Man darf das nicht so verstehen, als ob damit alle Geschichte in Symbolik aufgelöst werden solle. Der nächste historische Schriftsinn bleibt in Geltung. Aber es soll unser Blick darauf gerichtet werden, wie im Leben Jesu die einzelnen äußeren Tatsachen zugleich Symbole, bildhafter Ausdruck von Geistigem sind. Eine solche Betrachtung sollte uns nicht so ganz fernliegen; sind doch auch die einzelnen Bilder aus dem Leben Luthers: Luther im Kloster, Luther vor dem Reichstag, Luther auf der Wartburg, Luther im Familienkreise, längst zu Symbolen geworden. Auf ihren Höhepunkten wird die Geschichte stets zur Künstlerin; da bricht der Geist mit solcher Macht hervor, daß er alles Zufällige und Belanglose verzehrt und alles, was sichtbar geschieht, nur dazu dienen muß, sein gewaltiges Schreiten anschaubar zu machen. Und so sind die einzelnen Tatsachen des Lebens Jesu, Christus am Jordan, Christus in der Wüste, Christus am Meer, Christus auf dem Berg, Christus im Garten, Christus am Kreuz, einerseits geschichtliche Tatsachen, andererseits Symbole, in denen das äußere Geschehen zum sprechenden Bilde, zur Hülle und Offenbarung eines großen geistigen Inhalts wird.

Es gehört immer schon ein gewisser erhöhter Seelenzustand, eine gewisse intuitive Kraft dazu, um die Symbole dichtende Geschichte zu verstehen. Die Jünger, so dürfen wir annehmen, haben sie damals so erlebt, und man versteht die Evangelien erst dann richtig, wenn man darauf aufmerksam geworden ist. Manchmal ist wohl auch etwas, was wie ein äußerer Vorgang erzählt wird, überhaupt nur als inneres Erlebnis der Jünger zu verstehen. Das dürfte z. B. der Fall sein bei der Geschichte von dem Wandeln Jesu auf dem Meere, das eine innere geistige Begegnung der Jünger mit Christus meint, wie auch der Sinn der Erzählung von der Speisung der Fünftausend in dieser Richtung zu suchen sein dürfte. Es handelt sich ja auch dann um völlig reale Vorgänge, nur daß sie sich nicht auf dem physischen Plan zutrugen. Auf diese Weise lösen sich auch manche Schwierigkeiten, denen die bisherige Exegese nur zu begegnen wußte, indem sie gewisse Berichte als Legenden abtat.

Manches könnte gesagt werden über die Schlüssel, die Bock zum Verständnis der Evangelien anwendet. Ein solcher Schlüssel, der ihm wertvolle Geheimnisse erschließt, ist z. B. die Komposition der Evangelien. Darunter versteht er aber etwas Anderes, als wir bisher darunter verstanden. Man verstand darunter die Schnur, an der die Evangelien ihre Erzählungen oft ziemlich willkürlich und ohne inneren Zusammenhang aufreihen, so wie z. B. Lukas vom 9. Kapitel an alles in den äußeren Zusammenhang einer Reise nach Jerusalem einordnet, wobei es mit manchem Wort, mit mancher Geschichte nach Naumanns Vergleich gegangen sein mag wie mit Gegenständen, die unterwegs aus dem zu voll bepackten Marktkorb herausfallen, und die man nun nur rasch irgendwohin steckt, die also jetzt offenbar nicht mehr an ihrem richtigen Platze sind. Für Bock ist die Komposition der Evangelien nicht eine Idee, nach der der Evangelist mehr oder weniger willkürlich die einzelnen Erzählungen ordnet, sondern die innere Ordnung der geistigen Realitäten, die sich ihm aufdrängt, und die so mit innerer Notwendigkeit den Aufbau beherrscht. Diese innere Ordnung schon der synoptischen Evangelien, noch deutlicher des Johannesevangeliums, wo die Gliederung umfaßt Kap. 1—11, 12—17, 18 bis Ende, oder etwa der Apokalypse — man denke an die sieben Briefe, sieben Siegel, sieben Posaunen, sieben Zornesschalen — ist eine Stufenfolge, ein Pfad, der in immer größere Höhen, in immer heiligere Tempel führt; wie der Adler in großen Kreisen höher und höher steigt, so führen sie in großen Spiralen bis zur Höhe des himmlischen Jerusalems hinauf. Man kann diese Stufenfolge in Parallele stellen zu der, von der die alten Mysterien sprachen als den Stufen der Reinigung, Erleuchtung und Vollendung, oder auch zu den höheren Bewußtseinszuständen, die Rudolf Steiner beschreibt als die der Imagination oder des bildhaften Schauens, der Inspiration als des inneren Hörens, der Intuition als des Einswerdens mit dem Geiste. Und man wird eine weitere Entsprechung finden können mit den Stufen der christlichen Weihehandlung, die ausgehend von der Evangelienlesung über die Stufen der Opferung und Wandlung zum Ziel der Kommunion führt.

Aber Niemand kann diesen Stufen folgen bloß als kühner Denker oder innerlich unbeteiligter Forscher; der Mensch wird ein anderer, als er war, wenn er diesen Höhenweg sich führen läßt, oder er hat ihn in Wahrheit nie betreten. Wer den Evangelien naht mit dem Selbstgefühl des modernen Intellektuellen, für den es im Himmel und auf Erden nichts gibt, was ihm zu hoch wäre, so daß er sich nicht zutraute, es mit seinem souveränen Intellekt zu meistern, der zieht schließlich nur alles über die Gewöhnlichkeit Hinausragende auf den Boden der Alltäglichkeit und Trivialität herunter. Wir müssen uns den Evangelien nähern im Gefühl der Ehrfurcht, die da weiß, daß es geistige Höhenstufen gibt, und daß wir uns anschicken müssen, in Demut und Ehrfurcht emporzusteigen, wenn wir erfassen wollen, was von diesen Höhen aus gesprochen ist. Es ist eben so, daß die Evangelien aus einem Quell von Inspiration erflossen sind. Das ist nicht gemeint im Sinne des Dogmas, das das menschliche Bewußtsein der biblischen Autoren durch ein Wunder ausgeschaltet sein läßt und von uns blinden Glauben verlangt. Es hat vielmehr Menschen gegeben und gibt solche unter Umständen noch, die neben dem gewöhnlichen Sinnesbewußtsein ein erhöhtes Bewußtsein in sich tragen, in dem die geistige Welt sich spiegelt. Dazu haben, wie die Evangelien erkennen lassen, auch deren Verfasser gehört, und zwar in einem verschiedenen Grade, so daß z. B. Johannes tieferer Einblicke und weiterer Ausblicke fähig ist als die anderen.

Das Gesagte, obwohl völlig unzureichend, einen wirklichen Eindruck zu geben von der Eigenart der Bockschen Evangelienbetrachtungen, kann immerhin deutlich machen, daß hier ein völlig neuer Weg zu gehen versucht wird. Bisher kannten wir nur die beiden Möglichkeiten der wissenschaftlichen oder der erbaulichen Schriftauslegung, die sich nicht vereinigen ließen; denn je ausgesprochener eine Auslegung das Eine war, um so weniger konnte sie das Andere sein. Diese neuen Evangelienbetrachtungen, die von der landläufigen erbaulichen Sprache ebensoweit entfernt sind wie von der wissenschaftlichen, wollen doch wissenschaftlich sein in dem Sinne, daß sie wirklich herauszustellen versuchen, was in den Evangelien liegt, und sind eben dadurch wahrhaft erbaulich. Denn es ist nicht das Öl gefühliger Redewendungen, das die wahre Erbauung schafft, sondern die geistigen Erkenntnisse, die für die Menschenseele wie nährendes Brot sind, und mit denen sich von selbst der belebende Wein schöpferischer Impulse verbindet.

Mit dieser Art von geistigen Erkenntnissen, wie sie hier dargeboten werden, die freilich etwas sehr viel Anderes sind als jene kühlen, im gewöhnlichen Sinne „wissenschaftlichen" Ergebnisse, aber dennoch wirkliche Erkenntnisse sein wollen, ist auch die Brücke geschlagen zwischen Evangelium und Zeitdenken, die die moderne Theologie nur durch Preisgabe der eigentlich christlichen Substanz zu schlagen wußte. Denn wenn unser Denken sich nur über sich selbst hinausheben läßt in der Richtung, in der es schließlich doch münden muß und zu der es schon unbewußt hin tendiert, zu einem künstlerischen Denken, in dem Religion, Kunst und Wissenschaft wieder eins sind, dann tritt uns auch das Urchristliche wirklich wieder nahe. Wenn in der Richtung dieser Betrachtungen, die natürlich nicht mehr als ein erster, aber auch genialer Wurf sein können, weiter gearbeitet wird, so wird sich uns gewiß von der verschütteten Welt der Evangelien immer mehr wieder erschließen; es wird aber auch deutlich werden, wie die neuzeitliche Entwicklung, die bei keinem Glauben sich mehr beruhigte, sondern auf Erkenntnisse hinstrebte, obwohl sie diese mit doch vorgearbeitet hat.

München August Pauli

Bücher und Schriften

Meine Lebensbegegnung mit Rudolf Steiner. Von Friedrich Rittelmeyer. Stuttgart, Verlag der Christengemeinschaft 1928. Geb. 5 M.

Vor kurzem ist das neue Goetheanum in Dornach, das als mächtige Betonburg aus dem eingeäscherten ersten lichten Holzbau entstanden ist, eingeweiht worden. Es ist ein Symbol für den Zukunftswillen und die Lebenskraft der anthroposophischen Bewegung. Daß Anthroposophie keine philosophische Theorie, keine abstrakte Weltanschauung ist, daß sie aus der geistigen Wirklichkeit heraus auf vielen Gebieten das Leben gestalten und vertiefen kann, zeigen die verheißungsvollen Arbeiten, die von Anthroposophen geleistet werden auf dem Gebiet der Pädagogik, der Medizin, der Kunst, der Naturwissenschaft, der Landwirtschaft, der Theologie. Es ist natürlich, daß diese Arbeiten, die methodisch und inhaltlich Neues bringen, von den Fachleuten vielfach mit Mißtrauen betrachtet und nach Möglichkeit zunächst nicht beachtet oder abgelehnt werden. Es ist verständlich, daß man sich als Außenstehender gegenüber Steiners Person und Werk nicht recht zu helfen weiß.

Gerade unter den Lesern der Christlichen Welt wird es Viele geben, die einerseits Anthroposophie ernst zu nehmen bereit sind, die aber anderseits bei dem Für und Wider schwer zu einer Entscheidung kommen können. Ihnen kann Rittelmeyers Buch eine Hilfe sein. Rittelmeyer ist ja seit Jahren aus vielen Veröffentlichungen als einer unserer tiefsten und klarsten Geister bekannt. Sein Buch schildert, mit welcher Wachheit, Klarheit, Gewissenhaftigkeit und inneren Selbständigkeit er in jahrelangem verantwortungsernstem Studium und in häufigen persönlichen Gespräch-

chen (aus deren Fülle er uns viel erzählt) Steiner geprüft und kennen gelernt hat, und wie ihm durch Steiner wichtige Klarheiten geworden, viele Rätsel gelöst, geheime Sehnsüchte erfüllt, tiefste Hilfen in der Entwicklung gegeben worden sind. Wer diese Schilderungen objektiv liest, muß den Eindruck gewinnen, daß Rittelmeyers moralische, religiöse und geistige Qualitäten eine Gewähr dafür bieten, daß er uns ein objektiv richtiges Bild von Steiners Wesen und Bedeutung gibt. Hier strahlt so reines Licht, daß vor ihm all der Dunst und Nebel, mit dem man Steiners Bedeutung zu verdecken sucht, ins Wesenlose zerrinnen muß. Es ist ein wahres Fest, das Buch zu lesen, weil es geistig auf der vollen Höhe steht, die man an Rittelmeyer gewöhnt ist, weil es von einer moralischen Substanz durchzogen ist, die wahrhaft gesundend und belebend wirkt, weil es uns das Schönste vermittelt, das die Erde zu bieten hat: wirkliches, reines Menschentum, und zwar in doppelter Strahlenbrechung in der Person Steiners und in der Person Rittelmeyers, und weil es uns, ohne alle Aufrederei, mit der stillen Gewalt der Wahrheit zu der Überzeugung führt, daß in Steiners Werk ein Menschheitsereignis von außergewöhnlichem Ausmaß da ist und auf Menschen wartet, die es mit derselben Wahrhaftigkeit und Verantwortlichkeit und Tapferkeit prüfen, mit der es Rittelmeyer als einer der ersten unter den in öffentlicher Anerkennung stehenden Menschen in Deutschland geprüft und dann unter starken Opfern vertreten hat.

Man muß angesichts dieses menschlich edlen Buches, das ein so vollbewußtes, innerlich echtes Zeugnis für Steiners Persönlichkeit und Sendung ablegt, daran denken, wie schnell und ängstlich bisher die Meisten das Zeugnis Rittelmeyers zu vergessen und abzuschwächen suchten. Und man wird dann dieses Buch als einen neuen, starken Ruf an das Verantwortungsgefühl und den Wahrheitsmut unserer Zeit vernehmen. Nicht in dem Sinne, als ob nun alle Leser dem Buche sogleich in allem Einzelnen beipflichten und Anthroposophen werden sollten. Wohl aber in dem Sinne, daß alle Leser das Vertrauen, das Rittelmeyers Persönlichkeit nach diesem Zeugnis einfach elementar weckt, nun auch wirklich in sich wachsen lassen, ohne es durch „Standpunkte" usw. zu ersticken, und daß unter den Lesern diejenigen, die Veranlagung und Schicksal nicht daran hindern, sich zu einer Prüfung der Anthroposophie entschließen, die so ernst und aufgeschlossen, so ehrlich und mutvoll ist wie die Rittelmeyers nach der Schilderung seines Buches. Dann würde sich Rittelmeyers Überzeugung als wahr erweisen, daß, wenn Anthroposophie heute von einer hinreichenden Anzahl fähiger Menschen nur wirklich ganz objektiv geprüft würde, der Sieg der Anthroposophie gewonnen wäre und, worauf es ankommt, der Segen der Anthroposophie der Menschheit heute auf allen Lebensgebieten erstrahlen könnte. Man möchte im Interesse unserer Kirche und ihrer Theologie wünschen, daß gerade hier die starke Christustendenz des Buches gespürt und aufgenommen wird, damit immer klarer werde, wie belanglos und reich an Mißverständnissen die Begründungen sind, mit denen bisher auch gelehrte Leute meinten Anthroposophie erledigen zu können, und wie reich die Möglichkeiten bereit liegen, durch Anthroposophie als Erkenntnismethode und als Weltanschauung eine wahrhaft christliche Theologie und Frömmigkeit zu begründen. Dann würde die evangelische Kirche auch die Unklugheit, die zu begehen sie drauf und dran ist, unterlassen, die Christengemeinschaft als Sekte zu verkennen und als Konkurrenz auf ungeistige Weise zu bekämpfen, würde den Spürsinn bekommen zu entscheiden, ob die Christengemeinschaft einer menschlichen Laune entspringt oder ob sie von Christus selbst gerufen ist.

Ernst Kalbe

Wege und Worte. Erinnerungen an Rudolf Steiner aus Tagebüchern und Briefen. Von Ludwig Kleeberg. Basel, Rudolf Geering 1928. 336 S. Mit Porträt und Schriftprobe Rudolf Steiners. 5, geb. 6.40 M.

Das Buch enthält Aufzeichnungen eines Studenten aus den Jahren 1904—1916 über seinen Umgang mit Steiner, Briefe, Gespräche, Inhaltsangaben von Steiners Vorträgen und Fragenbeantwortungen. Die schlichte, ehrliche, nichts beschönigende Darstellung vermittelt ganz stark einen doppelten Eindruck von des Meisters Art: was für ein gewaltiger, vielseitiger Geist schöpft da aus einer unendlichen Fülle! Und: wie ist dieser Mann so unendlich gütig, selbstlos, bescheiden. „Die Erinnerung an Rudolf Steiner ist Licht und Wärme. Es verging mir kein Tag, an dem ich nicht neue Seiten an ihm entdeckte, welche bewundernswert waren." So wird auch dieses Buch mithelfen, den Menschen die Augen zu öffnen für die Geistesgröße und edle Menschlichkeit des Mannes, der nach der aus vielerprobter Erfahrung stammenden Überzeugung seiner Freunde und Mitarbeiter in seinem Werke unserer Zeit das gegeben hat, was ihr auf allen Gebieten wirklich weiterhelfen kann.

Ernst Kalbe

Agnes Sapper

In Würzburg ist am 19. März dieses Jahres Agnes Sapper gestorben im Alter von 77 Jahren. Ob dieser Name in weiten Kreisen, auch bei den Lesern der Christlichen Welt noch einen guten Klang hat? Einst war das so, und der Name wurde selbstverständlich zugleich genannt mit der Spyri, der Wildermuth und der Averdiek, die uns wie die Agnes Sapper nach ihnen die Lieblingsgeschichten des deutschen Hauses geschenkt haben. Man wird nicht müde, sie lieb zu haben durch Generationen und von klein auf bis ins hohe Alter. In der langen Reihe ihrer Gestalten marschiert die „Familie Pfäffling" mit ihrem „Dummerle" wohl voran: das gebildete deutsche Bürgerhaus in seiner Lebendigkeit, Einfachheit, Geschlossenheit, in seinem Ernst und seinem Frohsinn weiß ich nirgends anmutiger geschildert. Die Auflage hat in 25 Jahren das 220. Tausend überschritten — ein gutes Zeichen für den Geschmack unseres aufgestörten Volkes, daß es auch in dieser verworrenen und schweren Zeit nach solchen Büchern greift und versteht, daß sie ihm wohlzutun berufen sind. Welche Fülle von Lebensweisheit, von Lust und sprudelndem Humor steckt in den schlichten Geschichten, die eine frisch quellende Phantasie hervorgezaubert hat! Meine Kinder und ihre Freunde habe ich nie glücklicher gesehen, als bei diesen so recht zum Vorlesen geeigneten Büchern.

Am meisten Verwandtschaft hat die Sapper wohl mit der Spyri — mir ist sie noch wertvoller. Sie führt intimer hinein in das deutsche Haus. Ich könnte mir denken, daß ein Ausländer das spezifisch Deutsche im Familienleben nirgends feiner durchfühlen würde. Sie sollten in keinem Kinderhause fehlen. Die Stärke der Verfasserin liegt in der Schilderung feinster und tiefster Bildung, wie sie sich auch nach dem Kriege noch hie und da in „schlichten Verhältnissen" vorfindet. Wenig Geld, viele Kinder, viele Verlegenheiten — aber welche Tüchtigkeit, welche Heiterkeit, welches Glück birgt „die Familie Pfäffling", das Haus des armen kunstbegabten Musiklehrers! Kirchliches Christentum tritt nur gelegentlich hervor, aber innige Frömmigkeit durchweht das Ganze und wirkt um so tiefer, da sie sich nirgends aufdrängt.

Wie anschaulich sind auch die Handwerkergeschichten, die sich in dem hübschen Vorlesebändchen „Das kleine Dummerle und andere Erzählungen" finden. „Hoch droben" ist ein wahres Kabinetstückchen von einem gefährdeten Dachdecker. „Das Wunderkind" berichtet von einem kuriosen kleinen Schneiderlein. Könnte wohl die Not der Heimarbeit in der Groß-Industrie den Kindern besser nahe gebracht werden als durch die Puppenarbeiter „im Thüringerwald"?

Was die Pfäfflinge besonders für die Jugend bedeuten, ähnlich Wertvolles hat Agnes Sapper den Erwachsenen geschenkt in der trefflichen Biographie ihrer Mutter, Pauline Brater, die in schwierigen Verhältnissen und einer langen Witwenschaft neben den eignen beiden Töchtern die vier Kinder ihres verstorbenen Bruders großzog mit nimmer müdem Geist und frohem Herzen.

So wollen wir der schlichten und klugen Agnes Sapper dankbar sein und dafür sorgen, daß ihre Werke fortleben und Nachhall finden auch bei Kindern und Enkeln, damit gesunde deutsche Art behalten bleibe!

Celle Julie Weizsäcker

Wöchentliche Chronik

Es gibt in der ganzen Welt 356 146 Sonntagsschulen, 3 603 517 Helfer und Helferinnen und 29 411 435 Besucher; gegen 1924 eine Zunahme von 9145 Schulen und 357 341 Besuchern. Das Erziehungswerk der Bischöflichen Methodistenkirche umfaßt 34 280 Sonntagsschulen, 25 033 in den Vereinigten Staaten von Nordamerika und 9247 in anderen Ländern der Erde. Schüler 4 598 005, Lehrer und Beamte 414 522, Aufwendungen dafür 12½ Millionen, Sammlungen für Missions- und Wohlfahrtszwecke 5 839 445 Mark.

Die Ernsten Bibelforscher verkauften 1927 in Deutschland 795 473 Bücher und 2 233 320 Broschüren und verteilten umsonst 7 115 000 Traktate. Die stärkste Gemeinschaft der Bibelforscher besteht in Dresden mit 1414 Mitgliedern, dann erst folgt New York mit 1236, darunter 238 Negern.

Unter den 55 privaten Höheren Lehranstalten, denen vom Minister das Recht, Reifeprüfungen abzuhalten, verliehen worden ist, sind 43 katholisch, 6 evangelisch, 6 unbestimmt.

Der paritätische Ausschuß (CW Nr. 7) hielt am 27. 4. in Berlin seine konstituierende Sitzung ab. Zuschriften an Geheimrat Tillich, Berlin, Wohlfahrtsministerium.

Der Katholische Volksverein hat für die Sichtung der Schallplattenproduktion und die Gestaltung von neuen Schallplattenserien aus dem katholischen Kulturkreis etwa im Anschluß an die verschiedenen Zeiten des Kirchenjahres eine Gesellschaft „Spielmann G. m. b. H." gegründet. Auf evangelischer Seite ist Gleiches in Angriff genommen.

Nachdem der Pfarrwahl in Neukölln (val. CW Nr. 1), angefochten, die Bestätigung versagt war, wurde Pfarrer Rackwitz aus Eisenberg in Thüringen, ein Religiös-Sozialer, gewählt.

Den katholischen Nationalsozialisten wurde bei dem Parteitag in Bochum der Eingang in die Propstei-Kirche verweigert, mit der Begründung, daß die Mitführung von Haken-

kreuzfahnen in ein Gotteshaus nicht statthaft sei. Die evangelische Pauluskirche war mit Hakenkreuzstandarten festlich geschmückt. Pfarrer Schmidt III schloß seine Predigt mit den Worten: „Euer Kampf ist ein heiliger Kampf. Gott mit euch! Es geht um Reinheit und Sauberkeit!" VZ 92

Der zusammen mit dem Verleger Wieland Herzfelde wegen Beschimpfung von Einrichtungen der christlichen Kirche vom Schöffengericht Charlottenburg zu 1000 M. Geldstrafe an Stelle einer verwirkten Gefängnisstrafe von zwei Monaten verurteilte Maler und Zeichner George Groß wurde in der Berufungsverhandlung von der Strafkammer des Landgerichts III in Berlin freigesprochen.

Das große Schöffengericht zu Kassel verurteilte den Dekan Gustav Lehr aus Gladenbach und den Redakteur des „Kasseler Sonntagsblatts" Jakob Schwarz wegen Vergehens gegen das Republikschutzgesetz zu je vier Monaten Gefängnis mit dreijähriger Strafaussetzung gegen Zahlung von je 900 M.

Der Preußische Kultusminister hat angeordnet, daß die Abiturienten ohne Latinum und Gräcum sofort in die theologische Fakultät eingeschrieben werden können, jedoch mit der Auflage, nach zwei Semestern das Latinum und nach vier Semestern das Gräcum zu erledigen.

In Berlin ist aus Anlaß der Vorgänge in Neukölln ein Verein zur Errichtung evangelischer Krankenhäuser gegründet worden. EPD

Dem Diakonissenhaus Bethanien in Berlin ist die Erlaubnis zur Errichtung eines Evangelischen Jugendleiterinnenseminars, des ersten in Preußen, erteilt worden. EPD

Der Landeskirchentag der lutherischen Landeskirche Hannover beschloß ein Gesetz über die Kirchliche Trauung, das die Versagung anordnet, wenn einer der Eheschließenden ein Nichtchrist ist; wenn Vater oder Mutter eines der Eheschließenden aus sittlich zureichenden Gründen Einspruch gegen die Eheschließung erhoben hat; wenn einer der Eheschließenden als der Trauung unwürdig anzusehen ist wegen lasterhaften Lebenswandels, unchristlichen Verhaltens in bezug auf die Schließung der Ehe, wegen Verachtung des christlichen Glaubens oder wegen offenkundig betätigter Geringschätzung der evangelisch-lutherischen Kirche.

Von allen deutschen Landeskirchen erhebt Bremen mit 5% der Einkommensteuer bei weitem die niedrigste Kirchensteuer.

Der Braunschweiger Landeskirchentag beschloß, daß den verabschiedeten und pensionierten Pastoren weiteres Amtieren nur mit Genehmigung der Kirchenbehörde gestattet sein soll, die allgemein oder für den Einzelfall zu erteilen ist. Der Kirchenvorstand soll bei Veränderungen gottesdienstlicher Einrichtungen nicht mehr seine Zustimmung zu erteilen brauchen, wenn es sich um Anordnungen der Behörden handelt.

Die Landeskirchenregierung in Nassau hat „Übereinstimmung darin festgestellt, daß etwaige Ansprüche einzelner kirchlicher Gruppen auf dauernde Besetzung bestimmter kirchlicher Ämter durch Vertreter ihrer Richtung grundsätzlich nicht anerkannt werden".

Die Landeskirchenregierung in Nassau hat den Plan einer allgemeinen obligatorischen Einführung des Kindergottesdienstes erwogen und den Kreiskirchentagen den Entwurf eines entsprechenden Kirchengesetzes zur Stellungnahme zugeleitet.

In Tübingen hat zum ersten Male eine Frau das volle wissenschaftliche Schlußexamen der römisch-katholischen Theologen abgelegt; sie beabsichtigt in den Dienst der Karitas zu treten. Mit Fräulein Renate Ludwig ist die erste Theologin in den Dienst der Evangelischen Landeskirche Württembergs eingetreten; ihre Dienstaufgabe ist in erster Linie die Erteilung von Religionsunterricht in den Mädchenschulen.

Der Bellinzoneser Pfarr-Rektor ladet im Tessiner Regierungsamtsblatt zu einem Wettbewerb in Ablieferung oder Vernichtung von protestantischen Bibeln und Druckschriften, daneben auch unreligiöser und unmoralischer Literatur ein. Erster Preis eine Wallfahrt nach Lourdes.

Die Synode der unierten Kirche in Posen und Pommerellen konnte die dritte Lesung des Verfassungsentwurfs nicht abhalten, weil die Regierung kurz vor der zweiten Lesung beträchtliche Einwände gegen eine Anzahl Punkte der Verfassung erhoben hat.

Der Ungarische Protestantische Pressedienst vom 1. April 1929 schreibt: „Seit dem Weltkrieg ist leider die ungarische Bevölkerung sowohl durch Kindersterblichkeit und verschiedene Volkskrankheiten, wie auch besonders durch das Übel des Einkindersystems derart dezimiert worden, daß manche Kirchengemeinden die Lasten der Erhaltung eines Pfarrers und eines Lehrers zu tragen nicht imstande sind und langsam beginnen müssen, auch das Amt des Schullehrers durch den Pfarrer versehen zu lassen. Die leitenden Stellen der protestantischen Kirchen sehen sich daher genötigt, anzuordnen, daß die Pastoren-Kandidaten auch das Lehrerdiplom sich verschaffen müssen, um im Bedarfsfalle den Unterricht in den Volksschulen übernehmen zu können."

Einige englische Bischöfe verlangten das Einverständnis ihrer Synoden, daß die kirchlichen Verhältnisse in provisorischen Bestimmungen auf der Grundlage des Praverbook-Entwurfs geregelt würden. Einzelne Synoden haben diesen Vorschlag mit überwiegender Mehrheit abgelehnt. Im allgemeinen geht die Politik der Bischöfe dahin, das neue Buch auch ohne Zustimmung des Parlaments einzuführen. Dagegen wendet sich ein Aufruf in der Times von Dr. Vernon Bartlet, wonach eine Reihe von Bestimmungen des neuen Gebetbuchs ein unüberwindliches Hindernis für die Wiedervereinigung der Freikirchen mit der englischen Staatskirche seien. Lord Hugh Cecil hat erwidert.

In England ist am 7. April eine Come to Church Campagne durchgeführt worden, an der sich 4000 Kirchen aller Konfessionsgruppen beteiligten.

In England wird das vorgeschichtliche Heiligtum Stonehenge bei Salisbury für 5000 Pfund ausgeboten. Die Zeitungen fordern zu Geldsammlungen auf, um das Denkmal dem Lande und Volke zu erhalten.

Gegen den Gesetzentwurf über die Vereinheitlichung der serbisch-orthodoxen Kirche wird in den Kreisen der Orthodoxen in Bosnien und der Herzegowina, die unter österreichischer Herrschaft eine in Gesetzgebung und Verwaltung ausgedehnte Autonomie erkämpft hatten, Verwahrung eingelegt und mit dem passiven Widerstand gedroht. VZ 243

Der südslawische Synod hat dem Kultusminister mitgeteilt, daß er vorläufig einer Kalenderreform abgeneigt sei. Die südslawische Kirche verhandelt mit der bulgarischen über eine Kalenderreform, die sich weder an den julianischen noch an den gregorianischen Kalender anlehnt, sondern einen neuen einführen soll. FZ 244

Gegen den Beschluß der rumänischen Synode, Ostern auf den 31. März fallen zu lassen, hat sich lebhafter Widerspruch geregt. Die Regierung hat angeordnet, daß die offiziellen Ostern am 31. März sein werden, doch stehe es den übrigen frei Ostern am 5. Mai zu begehen. VZ 82

Die griechische Presse protestiert unter Berufung auf den von Albanien 1921 in Genf zugestandenen Schutz der Minderheiten gegen die Proklamation der Autonomie der orthodoxen albanischen Landeskirche, weil die Mehrzahl der in Albanien seßhaften orthodoxen Bevölkerung sich aus Nordepiroten zusammensetzt. FZ 252

Für die seit 100 Jahren bestehende evangelische Gemeinde in Athen ist vom Deutschen Evangelischen Kirchenausschuß eine allgemeine Kirchenkollekte für einen Kirchbau angeregt worden. EPD

Das koptische Mönchtum ist, wie Professor Beth aus Wien auf einer Forschungsreise nach Aegypten festgestellt hat, so gut wie verschwunden. Infolgedessen stand zum ersten Male kein Mönch auf der Liste für die Wahl des Patriarchen. RefKZ 13

Nach der chinesischen Nachrichtenagentur Kuo Wen hat der Papst an einen hochstehenden Katholiken in Peking ein Telegramm gesandt, das alle Gläubigen in China anweist, von den alten Verträgen, die die Mächte einst mit China geschlossen hatten, keinen Gebrauch mehr zu machen, selbst wo diese ungleichen Verträge es mit Religion und Kirche zu tun haben. Es ermahnt sie vielmehr, der jetzigen Nationalregierung zu gehorchen. ZMR 4

Im Verlag der J. C. Hinrichs'schen Buchhandlung erscheint eine Zeitschrift, die das Ost-West-Problem durcharbeiten will: Orient und Occident. Blätter für Theologie, Ethik und Soziologie. In Verbindung mit Berdjajew herausgegeben von Lieb und Schütz. In zwangloser Folge. Erstes Heft: Rußland, Orthodoxie und Protestantismus.

Von Personen. Berufen: Professor D. Sieamund Mowinckel in Oslo für AT. nach Marburg. Gewählt: Pfarrer Kleinau zum Vorsteher des Oberlinhauses in Nowawes, dessen bisheriger Leiter D. Hoppe nach 50 jähriger Tätigkeit zurücktritt. Ernannt: Oberstudiendirektor Hans Schlemmer in Frankfurt a. O. zum Mitglied des Provinzialschulkollegiums in Berlin. Promoviert: Bürgermeister a. D. Eschenburg in Lübeck zum D. von Wien, Missionsinspektor Christian Keyßer in Neuendettelsau zum Dr. phil. h. c. von Erlangen wegen seiner Verdienste um die Erforschung der Sprache und Sitten der Eingeborenen Neuguineas und seines Wörterbuchs der Kätesprache. Gestorben: Kardinal Gasquet, der einzige Vertreter Englands unter den Kurienkardinälen. E St

Verschiedenes

über Zentenarfeiern und dergleichen

Zu der Tatsache, daß unser heutiges Geschlecht wenig historischen Sinn hat, steht die Fülle der Gedenkfeiern in Stadt und Land, der Gedenkartikel in Zeitschriften und Zeitungen in merkwürdigem Gegensatz. Wir finden, daß jenes Manco durch diesen Eifer und Übereifer nicht wettgemacht wird.

„Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt." Gewiß. Aber in der Art von heute ist zu viel Krampfhaftes, zu viel Betrieb. Die Christliche Welt beteiligt sich grundsätzlich daran nicht. Gewiß zur Verwunderung mancher Leser. Eine Stimme aus der Ferne gab zu Anfang des Jahres dieser Verwunderung Ausdruck, weil wir nicht sofort in Nr. 1 dem Ereignis genugegetan hätten, daß 1929 seit Erscheinen des Kleinen und Großen Katechismus Luthers vierhundert Jahre vergangen sind. Und das wäre uns schon recht gewesen, wenn wir gerade einen besonders guten Beitrag aus diesem Anlaß gehabt hätten. Es ist auch für die „Bücherei der Christlichen Welt" ein Werk über die Katechismen und die Augustana aus berufener Gelehrtenfeder in Vorbereitung. So unterstützen wir so auch das Andenken an das Marburger Religionsgespräch, das in diesem Jahre 1929 fällig ist. Und nicht nur, weil

uns Marburg besonders angeht, sondern weil die Rolle, die jenes Gespräch gespielt hat, eine ebenso verhängnisvolle wie für unsre meisten Gebildeten noch eben recht dunkle gewesen ist. Da mag für geschichtliche Aufklärung und praktische Wertschätzung bei eifrigerem Interesse etwas herauskommen. Aber die ziel- und wahllose Pflege der Jahrzehnt- und Jahrhundertlichen Erinnerung ist zum reinen Sport geworden. Alle Redaktionen wissen das. Entweder nehmen sie selber diesen Sport ernst und sorgen bedächtig bei Zeiten für die fälligen Artikel. Von den großen und besten Tageszeitungen mag man das mit Recht erwarten. Oder sie werden von Schriftstellern, die aufmerken, mit Angeboten zur rechten und unrechten Stunde daran erinnert. Wir wollen gern dem Einzelnen die Spezialität zugute halten. Es mag geradezu Pflichterfüllung sein. Aber was ist die Folge?

Einmal, daß Niemand mehr diese Artikel liest. Pestalozzi, Dürer — als sie neulich in allen möglichen Beleuchtungen überall vorgeführt wurden, wer las das noch? Ein Pestalozzi- oder Dürerartikel in der festlosen Zeit wirkt zehnmal mehr. — Zweitens aber, daß die Menge dieser Gedenkartikel wichtige Zeitfragen zurückdrängt. Das gilt natürlich nur für Blätter, die mit dem Raum haushalten müssen. Die Gegenwart kommt zu kurz. Und das in einer Zeit, wo — die Historie nichts mehr gilt. Die Historie wird zum Füllsel und zum Spiel, damit ist ihr nicht gedient. Man mache die Historie für die Gegenwart mit Ernst fruchtbar! Mit Zentenarfeiern und Zentenarartikeln wird das nicht erreicht. Sie gehen über die Köpfe und Gewissen hin, wenn nicht eine ganz andre Notwendigkeit die Aufmerksamkeit auf die Vorgänge von Einst hinlenkt, als das Datum!

Unsre Kritik kann nur eine relative sein, keine absolute. Aber vielleicht spürt man ihren Wahrheitskern. Jedenfalls legt die Christliche Welt Wert darauf, nicht in diesem Strome zu schwimmen. R

Ein moderner Janus

Der konfessionelle Schlichtungsausschuß wird von einer protestantischen Zeitschrift, ehe er noch geboren ist, schleunigst umgebracht. Weshalb das nur so große Eile hat! Aber das Beste ist dies. Dieselbe Nummer bringt folgende Strophe:

Gott will, daß auch über Gräben,
über Trümmern dieser Zeit
Menschen sich die Hände geben
und sich findet, was entzweit.
Welt, dir schlägt die große Stunde,
um dich wirbt mit Glut und Kraft
wieder jene alte Kunde
von der wahren Bruderschaft.

Halten wir uns dankbar an das Letztere. R

Von der Christengemeinschaft

Eine reichliche Literatur sorgt dafür, daß wir uns immer wieder mit Rittelmeyer und der Christengemeinschaft, Steiner und der Anthroposophie beschäftigen müssen. Viel umstritten stehen sie in unsrer Gegenwart. Uns dünkt insbesondre Rittelmeyer und die Christengemeinschaft bei allem Widerspruch, den wir gegen sie haben, eine so wertvolle Erscheinung, daß wir das Unsre tun, um den Zwiespalt zwischen der Kirche und ihm nicht größer und schließlich unheilbar werden zu lassen. Christus hat mancherlei Kraftquellen, aus denen er uns Heutige speist; warum soll das nicht auch eine sein? Wir verfahren daher grundsätzlich so, daß wir die literarischen Darbietungen dieses Kreises am liebsten solchen anvertrauen, die ein Verständnis für ihn haben und ein Verständnis für ihn vermitteln können. Das hindert nicht und darf nicht hindern, daß auch Stimmen rückhaltloser Kritik bei uns laut werden, wie das bisher schon der Fall gewesen ist. Dies sei zu den einschlägigen Beiträgen in heutiger Nummer gesagt.

Bei dieser Gelegenheit eine tatsächliche Berichtigung. Sie scheint mir zwar nicht eben wichtig. In seinem „Höregott" S. 339 schreibt Joseph Wittig davon, daß Rittelmeyer ihm „sagen ließ": Kommen Sie doch bald zu uns! In einem Artikel der Christlichen Welt (3 Sp. 131 d. J.) wurde daraus: daß die Christengemeinschaft „aus Rittelmeyers eigenster Feder ihn drängte". Die „eigenste Feder" war ein wenig fahrlässig! Mit Recht wehrt sich Rittelmeyer im Aprilheft der „Christengemeinschaft" dagegen. Aber warum ich den faux pas doch nicht so tragisch nehmen kann? Weil es meines Erachtens gar kein Unrecht bedeutete, wenn Jemand, der eine Gemeinschaft zu bieten hat, dem Exkommunizierten sagte: „Komm zu uns!" Es kam dabei ganz auf den Ton und die Umstände an. R

„Der Europäer unter den fremden Rassen"
Literatur zu dem Aufsatz in Nr. 6 f.

India's Silent Revolution. Von Fred B. Fisher. New York, Macmillan 1920. 192 S. 1.75 Doll.

The Christ of the Indian Road. Von E. Stanley Jones. New York und Cincinnati, The Abingdon Preß, 5. Auflage 1927. 223 S. 1 Doll.

Christ at the Round Table. Von E. Stanley Jones. London, Hodder and Stoughton 1928. 320 S. 5 sh.

India To-day. Bulletin (monatlich) des Indian Information Centre, London (Herausgeber Tarini P. Sinha)

Zwischen Wasser und Urwald. Erlebnisse und Beobachtungen eines Arztes im Urwalde Aequatorialafrikas. Von Albert Schweitzer. Bern, Paul Haupt 1921. 165 S.

Education in Africa. Von Thomas Jesse Jones. New York, Phlelps-Stokes Fund (ohne Jahreszahl). 321 S.

The Christian Mission in Africa. Von Edwin W. Smith. London, The International Missionary Cuncil 1926. 192 S.

The International Review of Missions, Special Double Africa Number, July 1926. Herausgeber J. H. Oldham and G. A. Gollock, London. 304 S. 5 sh.

The South Africans. Von Sarah Millin. ca. 300 S.

Kenya from Within. Von W. Mc. Gregor Roß. London, George Allen & Unwin 1927. 486 S.

Kenya. Von Norman Leys, London, George Allen & Unwin, 2. Auflage 1927. ca. 400 S.

The Kenya Daily Mail. Englisch Edition, Herausgeber L. W. Leech, Mombasa.

Die Aufzeichnungen von John Woolman. Aus der Zeit der Sklavenbefreiung. Übertragen und eingeleitet von Alfons Paquet. Berlin, Quäkerverlag (ohne Jahreszahl). 183 S.

The Negro Faces America. Von Herbert J. Seligman. New York, Clarence S. Nathan, 2. Auflage 1924. 319 S.

Bursting Bonds. Von William Pickens, New York. Ca. 250 S.

The Crisis. Herausgegeben von Dr. du Bois, National Association for the Advancement of Coloured People. New York.

Opportunity. Herausgegeben von Charles Johnson, National Urban League for Social Service among Negroes, New York.

The World Tomorrow. A Journal Looking Toward a Social Order Based on the Religion of Jesus. Herausgeber Kirby Page, New York

The World Outlook. A Quaker Survey of International Life and Service. Herausgeber Bertram Pickard, Genf.

Karl Buchheim „Fr. W. Foersters Bedeutung für die politische Erziehung in Deutschland" in: Fr. W. Foerster und die wirkliche Welt. Von Alfred Dedo Müller. Zürich und Leipzig, Rotapfelverlag 1928. 282 S. 5, geb. 6.30 M. Wilhelm Mensching

Wir fügen hinzu: Afrika siegt. Eine Auslese afrikanischer Lyrik. Wien, Verlag Speidel. Daraus folgendes Gedicht:

Weißer Bruder, was wirst du sagen?
Komm, Bruder! komm!
Laß uns treten vor unsern Gott.
Und wenn wir vor ihm stehen
ich werde sagen:
Herr, ich hasse nicht,
Ich werde gehaßt.
Ich quäle nicht,
Ich werde gequält.
Ich begehre Niemandes Land,
mein Land wird begehrt.
Ich verspotte kein Volk,
mein Volk wird verspottet,
Und, Bruder, was wirst du sagen?

Kleine Mitteilungen

Am 15. Mai hält in Düsseldorf die Rheinisch-Westfälische Gefängnis-Gesellschaft ihre 100. Mitgliederversammlung ab. GJR Professor Mittermaier von Gießen spricht über „die wirksame Unschädlichmachung der gemeingefährlichen Verbrecher".

Das „Volkshochschulheim auf dem Darß" in Prerow an der Ostsee lädt zu einer Pfingsttagung ein, die vom 16. Mai bis 3. Juni dauert, und „die religiöse Wendung des Maschinenzeitalters" behandeln soll. Professor D. Tillich ist dafür als Gastlehrer gewonnen. Anmeldungen an Dr. Fritz Klatt in Prerow, Ostsee.

Versammlungskalender

15.—16. Mai Rheinisch-Westfälische Gefängnis-Gesellschaft Düsseldorf
16. Mai bis 3. Juni Religiöse Tagung Volkshochschulheim Prerow
19.—20. Mai Evangelischer Reichsjugend ag Stuttgart
20.—21. Mai Vierhundertjahrfeier der Protestation Speier
21.—23. Mai Evangelisch-Sozialer Kongreß Frankfurt a. M.
21.—25. Mai Studienfreizeit für Organisten usw. Spandau
22.—24. Mai Reformierter Bund Bentheim
22.—27. Mai Deutsch-Evangelischer Frauenbund Marburg
23.—25. Mai Lehrgang für evangelische Jugendführung Lübeck
23.—25. Mai Deutscher Philologenverband Wien
24.—27. Mai Evangelischer Bund (Brandenburg) Berlin-Wilmersdorf
25.—27. Mai 400jahrfeier der Reformation Hamburg
25.—26. Mai Deutsch-Evangelischer Sonntagsbund Kassel
30. Mai Theologische Konferenz Gießen
2.— 4. Juni Theologische Universitätslehrer der baltischen Länder Riga
2.— 5. Juni Ostasienmission (ΔΕΡΜΟ) Breslau
3.— 7. Juni Weltbund für Freundschaftsarbeit, Regionalkonferenz, Königsberg
3.—17. Juni Pfarrerzeit Elmau
14.—18. Juni Evangelische Arbeitervereine Deutschlands Breslau
26. Juni bis 4. Juli Lutherischer Weltkonvent Kopenhagen
15.—27. Juli Theologischer Ferienkursus Berlin
8.—21. August Weltkonferenz für Erneuerung der Erziehung Helsingör
27.—29. August Kongreß für allgemeine Religionsgeschichte Lund
28. August bis 1. September Deutscher Katholikentag Freiburg i. Br.
2.— 9. September Fortsetzungsausschuß Stockholm Eisenach
9.—12. September Deutscher Pfarrertag Bonn
12.—14. September Marburger Religionsgespräch Marburg
15.—20. September Gustav Adolf-Verein Breslau
18.—20. September Weltbund für Freundschaftsarbeit der Kirchen Berlin
25.—28. September Deutsche Philologen und Schulmänner Salzburg
1.— 3. Oktober Bund für Gegenwartchristentum Eisenach
4.— 6. Oktober Evangelischer Bund Koblenz
7. Oktober Freunde der Christlichen Welt Basel

Verantwortlich: Prof. D. Martin Rade, Marburg a. L.

Der 101. Band

Theologische Studien und Kritiken

Eine Zeitschrift für das gesamte Gebiet der Theologie
begründet 1828 von D. C. Ullmann und D. F. W. C. Umbreit

In Verbindung mit D. E. von Dobschütz, D. K. Eger u. D. H. Guthe herausgegeben von
D. F. Kattenbusch und D. J. Ficker

Noch nie hat eine theologisch-wissenschaftliche Fachzeitschrift sich so lange behaupten können. Sie ist nicht nur in Deutschland, sondern auch im Auslande weithin verbreitet, stets in Ehren stehend. Zu ihren Paten hat noch Schleiermacher gehört. Und die jetzigen Herausgeber halten sich in voller innerer Freiheit zu den gleichen Zielen, wie ihre Gründer und weiteren Führer im Laufe des Jahrhunderts. *Breslauer Zeitung*

Sie dient keiner Schule, sondern sie hat unter ihren Mitarbeitern stets die hervorragendsten protestantischen Theologen gesehen. *Internat. kirchl. Zeitschrift*

Altbekannt und geschätzt, wer wie sie durch alle Zeitströmungen und Stürme sich behauptet hat, hat seine Daseinsberechtigung glänzend dargetan. Für das neue Säculum wünschen wir ihr zu den alten Freunden recht viele neue. *Monatshefte f. rhein. K.-G.*

Jährlich vier Hefte von durchschnittlich 120 Seiten
Preis des Heftes sechs Mark

Leopold Klotz Verlag / Gotha

Das Evangelische Ansgar-Schwestern-Seminar in Bremen
nimmt christlich gesinnte junge Mädchen im Alter von 20—35 Jahren mit höherer Schulbildung (ausnahmsweise auch solche mit guter Volksschulbildung) zur Erlernung der Krankenpflege auf. Die zweijährige Ausbildung erfolgt in den staatlichen Krankenanstalten. Die Ansgarschülerinnen verpflichten sich, nach Ablegung des in allen deutschen Ländern anerkannten Krankenpflegeexamens noch ein Praktikantinnen-Jahr zu absolvieren. Die Ausbildung erfolgt kostenlos. Monatliches Taschengeld.

Bei äußerer und innerer Eignung können die Schülerinnen, sowie auch **anderwärts ausgebildete und erfahrene Schwestern,** die im Besitz des Krankenpflegezeugnisses sind, in die Ansgar-Schwesternschaft aufgenommen werden, in der sich ihnen eine befriedigende Lebensstellung und verantwortliche Mitarbeit bietet.

Zu jeder näheren Auskunft ist die Direktion des Bremer Ansgar-Schwestern-Seminars (Pastor Urban, Bremen, Wielandstraße 13a und Oberin von Behr, Bremen, Hornerstraße 60) bereit, an die auch die Meldungen einzureichen sind.

Beste deutsche Bezugsquelle

Billige böhmische Bettfedern

1 Pfd. **graue,** geschliffene M. 0.80 und 1.—, **halbweiße** M. 1.20, **weiße,** flaumige M. 2.—, 2.50 und 3.—, **Herrschaftsschleiß** M. 4.—, bester **Halbflaum** M. 5.— u. 6.—, ungeschl. flaum. **Rupffedern** M. 2.20, 2.80 und 3.25, **Flaumrupf** M. 3.80 und 4.80, **Daunen** grau M. 4.— und 5.—, **Daunen** weiß M. 7.—, 10.— zollfrei gegen Nachnahme, von 10 Pfd. an auch postfrei. Nichtpassendes umgetauscht oder Geld zurück. Ausführliche Preisliste und Muster kostenlos.

Rudolf Blahut Erstes Bettfedernaroßhaus **Teschenitz 70** Böhmerwald.

Heim der Freunde der Christlichen Welt

Friedrichroda i. Thür., Schreibersweg 6

Schönste stille Lage unmittelbar am Walde. Behaglich eingerichtete Zimmer. Gute Verpflegung. Auf Wunsch vegetarische oder diätetische Küche. Geistige und gesellige Gemeinschaft ohne jeden Zwang. Für alle Freunde und Gesinnungsgenossen geeignetster Aufenthalt.

Anfragen an die Hausmutter Frau Blume. Fernsprecher 270.

Evangelischer Diakonieverein E. V.

Berlin-Zehlendorf, Glockenstr. 5

(2000 Schwestern, 300 Arbeitsfelder)

Unentgeltliche theoretische und praktische Ausbildung für evang. junge Mädchen und alleinstehende Frauen in der allgemeinen Krankenpflege, Wirtschaft, sozialen Erziehungsarbeit, Kinderkrankenpflege, Säuglingspflege, Wochenpflege und Geburtshilfe — mit und ohne staatliche Prüfung — in den Vereins-Ausbildungsstätten zu Bernburg (Anhalt), Bielefeld, Danzig, Delmenhorst, Dresden, Düsseldorf, Elberfeld, Erfurt, Frankfurt a. M., Lauchhammer i. S., Magdeburg, Merseburg, Osnabrück, Potsdam, Ratingen und Stettin. — Ohne Verpflichtung für die Zukunft. — Taschengeld und Stellung der Schülerinnen-Arbeitstracht. Bei Anstellung zeitgemäße Besoldung und zeitgemäßes Ruhegehalt für Alter und Invalidität. — Voraussetzung: Höhere Schulbildung, Eintrittsalter 18—30 Jahre.

Prospekt und nähere Auskunft durch den **Ev. Diakonieverein.**

Außerordentlich wertvolles Material. — Eine Fülle von Anregung und Belehrung. — Zeugt von der Reichhaltigkeit und dem Wert der Beiträge. *Theologische Literaturzeitung* / Die Namen der Herausgeber bürgen für einen gediegenen Inhalt der auf wissenschaftlicher Höhe stehenden Zeitschrift. — Allen Freunden der kirchengeschichtlichen Forschung angelegentlichst zu empfehlen. *Deutsch-evangelische Korrespondenz* / So viele und so wertvolle Beiträge, daß auf beschränkterm Raume kaum der Inhalt der wichtigsten angedeutet werden kann. *Literarischer Handweiser* / Ein Zeugnis gediegener wissenschaftlicher Arbeit und emsigen Forscherfleißes. *Kölnische Zeitung*

Zeitschrift für Kirchengeschichte

Begründet 1876 von Theodor Brieger †

In Verbindung mit der
Gesellschaft für Kirchengeschichte
herausgegeben von
Professor D. Leopold Zscharnack, Königsberg
Professor D. Heinrich Bornkamm, Gießen

*

XLVIII. Band 1929 Neue Folge XI

*

Jährlich vier Hefte von durchschnittlich 120 Seiten Umfang
Preis des Heftes sechs Mark

Leopold Klotz Verlag / Gotha

Monatlich zwei Nummern — Im Inland vierteljährlich zu beziehen durch alle Postämter, im Ausland vierteljährlich nur durch Kreuzband vom Verlag unmittelbar — Halte-gebühr im Inland vierteljährlich fünf Mark, im Auslande fünf Mark plus Porto nach dem jeweiligen Posttarif. Einzelpreis der Nummer 90 Pf. — Anzeigengebühr: die viergespaltene Millimeterzeile 20 Pf., bei sogenannten kleinen Anzeigen (z. B. Stellungsgesuchen) 15 Pf. Größere Anzeigen nach Tarif. — Postscheckkonto Erfurt 23182. Für Schweizer Bezieher: Postscheck Zürich Nr. VIII 12267 — Leopold Klotz Verlag, Gotha

Druck von Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha

Die nächste Nummer der Christlichen Welt erscheint am 18. Mai

Dieser Nummer liegen Prospekte der Firmen **Eugen Diederichs Verlag, Jena,** und **Verlag der Christengemeinschaft, Stuttgart,** sowie ein Flugblatt der **Ostasien-Mission, Berlin** bei. Um angelegentliche Beachtung wird gebeten.